

Jörg Kohlscheen

„Aber irgendwie sehe ich da keinen Sinn drin!“

Hintergründe der (Nicht-)Nutzung präventiv ausgerichteter Angebote aus der Sicht von Eltern

Arbeitspapiere wissenschaftliche Begleitforschung
„Kein Kind zurücklassen!“ Werkstattbericht



7

Im Jahr 2011 haben die Landesregierung Nordrhein-Westfalen und die Bertelsmann Stiftung das Modellvorhaben „Kein Kind zurücklassen! Kommunen in NRW beugen vor“ ins Leben gerufen. Gemeinsam mit 18 Modellkommunen haben sie es sich zum Ziel gemacht, die Rahmenbedingungen für ein gelingendes Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen in NRW zu verbessern. Das Modellvorhaben wird fachlich und fiskalisch wissenschaftlich begleitet. Das Ziel: Untersuchen, wie kommunale Präventionsketten wirken. Es wird nach Möglichkeiten der Optimierung gesucht und geprüft, inwiefern sich durch den Ausbau von Präventionsketten soziale Folgekosten verringern lassen. Die Bertelsmann Stiftung verantwortet die Begleitforschung gemeinsam mit ihren wissenschaftlichen Partnern. Größter Partner ist das Zentrum für interdisziplinäre Regionalforschung (ZEFIR) an der Ruhr-Universität Bochum. In der vorliegenden gemeinsamen Schriftenreihe des ZEFIR und der Bertelsmann Stiftung werden in unregelmäßigen Abständen Einblicke und Erkenntnisse aus der wissenschaftlichen Begleitforschung veröffentlicht.

In 2011, the State Government of North Rhine-Westphalia and the Bertelsmann Stiftung launched the initiative “Kein Kind zurücklassen! Kommunen in NRW beugen vor” (“Leave No Child Behind! Municipalities in North Rhine-Westphalia providing equal opportunities for all children”). Together with the 18 municipalities taking part in the joint initiative, the project aims to improve development prospects and provide equal opportunities for every child. The municipalities are creating local prevention chains, i. e. the systematic and ongoing collaboration between stakeholders in administration, agencies, associations, civil society and business. The intention is to improve the effectiveness and efficiency of local support and intervention practices. The project is being evaluated by the Bertelsmann Stiftung and selected partners from academia to measure the positive effects for children and the cost effectiveness of the initiative. One of the principal academic partners is the Centre for Interdisciplinary Regional Studies (ZEFIR) at the Ruhr-University Bochum. The Bertelsmann Stiftung and ZEFIR publish this scientific series with first results and insights into their analyses.

ISSN-Print 2199-6393
ISSN-Internet 2199-6407

„Aber irgendwie sehe ich da keinen Sinn drin!“

Hintergründe der (Nicht-)Nutzung präventiv ausgerichteter Angebote aus der Sicht von Eltern

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Jörg Kohlscheen

„Aber irgendwie sehe ich da keinen Sinn drin!“

Hintergründe der (Nicht-)Nutzung präventiv ausgerichteter Angebote aus der Sicht von Eltern

Schriftenreihe Arbeitspapiere wissenschaftliche Begleitforschung „Kein Kind zurücklassen!“
Erscheinungsort Gütersloh
Band 7 (Februar 2016)

© **Bertelsmann Stiftung**

Carl-Bertelsmann-Straße 256

33311 Gütersloh

Telefon 05241 81-81 285

www.bertelsmann-stiftung.de

Dr. Kirsten Witte, Director Programm LebensWerte Kommune, Bertelsmann Stiftung

Karl Janssen, Projektleitung „Kein Kind zurücklassen!“, Kommunalexperte der Bertelsmann Stiftung

© **Zentrum für interdisziplinäre Regionalforschung (ZEFIR)**

Fakultät für Sozialwissenschaft, Ruhr-Universität Bochum

LOTA 38, 44780 Bochum

Telefon 0234 32-24 675

www.ruhr-uni-bochum.de/zeфир

Prof. Dr. Klaus Peter Strohmeier

Prof. Dr. Jörg Bogumil

Redaktion

Dr. Regina von Görtz, Project Manager, wissenschaftliche Leitung „Kein Kind zurücklassen!“, Bertelsmann Stiftung

Dr. David H. Gehne, Forschungskordinator „Kein Kind zurücklassen!“, ZEFIR Bochum

Autor Dr. Jörg Kohlscheen

Koordination Bettina Hatecke, Senior Project Assistant, Bertelsmann Stiftung

Titelbild JackF – iStockphoto.com

Gestaltung Nicole Meyerholz, Bielefeld

Lektorat Rudolf Jan Gajdacz, team 4media&event, München

Druck Hans Kock Buch- und Offsetdruck GmbH, Bielefeld

ISSN-Print 2199-6393

ISSN-Internet 2199-6407

Mit finanzieller Unterstützung des Landes Nordrhein-Westfalen und des Europäischen Sozialfonds.

Vorwort

Wirkt Prävention? Oder besser gefragt: Trägt Prävention dazu bei, dass Kinder nicht „zurückgelassen“ bleiben? So wichtig Antworten auf diese Frage sind, so schwierig ist es, sie zu beantworten. Die Entwicklung von Kindern vollzieht sich über viele Jahre hinweg und was heute passiert, kommt in der Regel erst morgen zum Tragen. Was man jedoch grundsätzlich weiß, ist, dass jede Wirkung einer präventiv ausgerichteten Maßnahme voraussetzt, dass diese bei der Zielgruppe auch „ankommt“, d. h. genutzt wird. In der Regel bedeutet dies, dass Inanspruchnahme präventiver Angebote für Familien nicht nur einmalig, sondern wiederholt, wenn nicht sogar längerfristig stattfindet. Gelingende Prävention ist also zunächst einmal gelingende Inanspruchnahme. Bekannt ist, dass längst nicht alle potenziellen Nutzer einer Maßnahme den Zugang zu ihr finden. Oft genug sind es gerade diejenigen, die Hilfe in besonderem Maße benötigen, die den Weg zu ihr nicht oder nicht in ausreichendem Maße finden. Woran liegt das? An welchen Punkten ergeben sich Schwierigkeiten oder Hindernisse für eine Inanspruchnahme? Beziehungsweise umgekehrt: Was trägt zur erfolgreichen und damit potenziell wirkungsvollen Inanspruchnahme bei? Antworten auf diese Fragen sind ein wichtiger Beitrag zur Frage nach der Wirkung von präventiv ausgerichteten Maßnahmen und Förderangeboten. Sie setzen voraus, dass man versteht, wie dieser Prozess der Inanspruchnahme „funktioniert“.

Hauptziel der Elterninterviews, über deren Ergebnisse in diesem Werkstattbericht informiert wird, war es deshalb, mehr über den Inanspruchnahmeprozess zu erfahren. Dabei war zum einen zu berücksichtigen, dass nicht die Kinder selbst über Nutzung und Umsetzung entscheiden, sondern ihre Eltern. Außerdem zielen gerade viele präventiv angelegten Maßnahmen auf die Stärkung der familialen Umwelt des Kindes, sodass hier einerseits die elterlichen Vermittlungsleistungen und andererseits auch deren eigenes Nutzungsverhalten im Fokus stehen.

Entscheidend war dabei, die Perspektive der Eltern aufzugreifen, denn was diese denken, wie sie Fördermöglichkeiten einschätzen und auch, wie sie diese im Nachhinein beurteilen, spielt eine gewichtige Rolle für das, was letztlich beim Kind „ankommt“. Dabei geht es nicht nur um den Zugang zu fördernden Angeboten, sondern ganz wesentlich auch um die Umsetzung im Familienalltag. Denn die Familienumwelt hat

für Kinder, für ihr Erleben, ihre Erfahrungen und damit für ihre Entwicklung und ihre späteren Lebenschancen eine Schlüsselstellung. Anders als bei der ebenfalls auf die Familiensituation und auf die Bedingungen der Inanspruchnahme abzielenden „Familienbefragung“ (Modul 2) wurde im Modul 3 der wissenschaftlichen Begleitung des Modellvorhabens „Kein Kind zurücklassen! Kommunen in NRW beugen vor“ (KeKiz) eine offene Vorgehensweise gewählt, bei der lediglich ein Leitfaden eingesetzt wurde und die Eltern ansonsten frei über ihre Sicht und ihre Erfahrungen berichten konnten.

Wenn man mehr über die Voraussetzungen für Inanspruchnahme erfahren will, so reicht es nicht aus, Nutzerinnen und Nutzer der infrage kommenden Angebote zu befragen. Vielmehr sollte auch die Nichtnutzung bzw. der Abbruch und die (Beweg-) Gründe für diesen in den Blick genommen werden. Aus diesem Grunde wurde ein institutionenunabhängiger Zugang gewählt: Erst während des Gesprächs wurde klar, ob und welche Angebote die Familie nutzt oder genutzt hat. Aus Gründen der Anonymitätswahrung ist keine Aussage über die Nutzung einzelner Maßnahmen möglich. Diese wurde auch nicht angestrebt, da vielmehr grundlegende Nutzungserfahrungen und -muster im Vordergrund der Auswertung standen.

Wichtig war es allerdings, dass ein möglichst breites Spektrum von Familiensituationen in die Untersuchung einbezogen werden konnte. Vor allem sollten sich auch solche Familien äußern können, bei denen besondere Unterstützungsbedarfe vermutet werden. Dies ist für alle empirischen Studien eine besondere Herausforderung. Im vorliegenden Fall ist es gelungen, sowohl Alleinerziehende als auch kinderreiche Familien, solche mit Migrationshintergrund und eher bildungsferne Familien zu erreichen und zu befragen.

Der Werkstattbericht ist der erste aus dem Modul 3 der wissenschaftlichen Begleitung¹. Er skizziert das methodische Vorgehen und untersucht vor allem die Ausgangssituation der Familien und deren Bedeutung für den Zugang zu Förderangeboten. Ergebnis ist unter anderem ein Modell, das verdeutlichen kann, wie es dazu kommt,

1 Zeitgleich mit dem vorliegenden Werkstattbericht ist ein Bericht erschienen, der sich auf derselben Datengrundlage mit der Sicht der Eltern auf die Informationslage zu präventiven Angeboten sowie mit Bewertungskriterien und Einschätzungen von Wirkungen ihrer Inanspruchnahme befasst (Nagy 2015).

dass präventive Angebote genutzt werden oder nicht. Anhand von Aussagen der befragten Eltern wird verständlich, dass man nicht von einem „Automatismus“ des Inanspruchnahmegeschehens ausgehen kann. Ob ein Angebot genutzt wird oder nicht, ist oft weniger eine Frage des Bedarfs oder der objektiven Problemsituation, sondern vielmehr Ergebnis eines (in der Regel kaum bewussten) Abwägungsprozesses, in den die subjektive Wahrnehmung der eigenen Situation, die Einschätzung der Erreichbarkeit von Angeboten und schließlich die Annahme über die Sinnhaftigkeit der Hilfenutzung einfließen.

Was der Bericht verdeutlichen kann: Bei der Entscheidungsfindung kommt es darauf an, dass die Eltern die Situation als beeinflussbar sehen. Selbstwirksamkeitserwartung spielt demnach auch im Prozess der Inanspruchnahme präventiver Angebote eine wichtige Rolle. Was die Studie aber auch gezeigt hat: Die vorhandenen Ressourcen der Familie – hierzu gehören vor allem Geld, Zeit und soziale Unterstützung – tragen wesentlich dazu bei, dass die erlebte Situation für die Eltern „offen“ erscheint und dass sie die Möglichkeit einer Einflussnahme auf die Familiensituation und auf die Entwicklung ihrer Kinder sehen.

Für die Angebotsgestaltung und für weitere Bemühungen um wirksame (weil genutzte) Präventionsangebote bedeutet dies unter anderem:

- Nicht die objektivierbare Ausgangssituation ist für die Nutzung eines präventiv ausgerichteten Angebots zur Förderung von Kindern entscheidend, sondern wie die Eltern ihre Situation einschätzen. Dabei kommt es vor allem darauf an, dass Eltern Einfluss- und Veränderungschancen sehen. Nichtinanspruchnahme von Präventionsangeboten kann deshalb bei gravierenden Bedarfen subjektiv sinnvoll sein. Das sollte in der Kommunikation zwischen Fachleuten und Eltern berücksichtigt werden.
- Wie und in welchem Maße Eltern Präventionsangebote nutzen, baut wesentlich auf Meinungen, Bewertungen und Erfahrungen auf, die auch in informellen Kontakten vermittelt werden. Dazu gehören u. a. Mechanismen, die der Abgrenzung „nach unten“ dienen. Das Image von Angeboten ist in diesem Zusammenhang zentral. Qualitativ hochwertige und passende Angebote sind grundsätzlich wichtig – ganz besonders wichtig sind sie jedoch in benachteiligten Sozialräumen.

- Ressourcen, über die die Familien verfügen, spielen eine zentrale Rolle, da sie dazu beitragen können, Situationen zu „öffnen“. In kommunikativer Hinsicht sind daher Sensibilität für die Ressourcenausstattung einer Familie entscheidend, vor allem aber auch, dass die Hilfe- und Unterstützungsangebote auf die Bedarfe der Familie abgestimmt sind.
- Strukturell gesehen ist eine ausreichende Ressourcenausstattung von Familien nicht nur für deren Lebenssituation und für die Lebenschancen ihrer Mitglieder entscheidend. Sie ist darüber hinaus auch eine wichtige Voraussetzung für eine bedarfsgerechte Inanspruchnahme präventiv ausgerichteter Angebote und Maßnahmen für Eltern und Kinder. Insofern erschwert Ressourcenmangel auch die Gewinnung von Ressourcen – hier durch Inanspruchnahme von Präventionsangeboten.

PD Dr. Angelika Engelbert (Modulverantwortliche)

Inhalt

1	Einleitung	11
2	Forschungslücken	13
3	Methode	16
3.1	Feldzugang	16
3.2	Leitfadeninterviews	18
3.3	Auswertung	19
4	Inanspruchnahme-Entscheidungsmodell auf der Grundlage qualitativer Interviewdaten	21
4.1	Situationswahrnehmung	21
4.2	Soziale Erreichbarkeit	31
4.3	Sinnannahmen	41
4.4	Wechselwirkungen	44
5	Schlussfolgerungen	47
	Der Autor	50
	Literatur	51
	Anhang: Leitfaden	52

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abbildungen

Abbildung 1: Inanspruchnahmeprozess nach Warschburger	13
Abbildung 2: Anzahl der geführten Interviews je Kommune insgesamt: N=45	17
Abbildung 3: Inanspruchnahme-Entscheidungsmodell	45

Tabellen

Tabelle 1: Belastungssituationen	24
Tabelle 2: Zweck-Mittel-Relation bei Inanspruchnahme	42

1 Einleitung

Die Ausrichtung dieses Werkstattberichts lässt sich kurz zusammenfassen: Von den Eltern lernen, wie die Inanspruchnahme von präventiven Angeboten in ihrem Alltag und aus ihrer Sicht funktioniert. Hierzu führte die Forschungsgruppe 45 qualitative Interviews zum Thema „Inanspruchnahme“ in den KeKiz-Modellkommunen („Kein Kind zurücklassen! Gemeinden in NRW beugen vor“) Dormagen, Gelsenkirchen und dem Kreis Warendorf durch. Dank der großen Bereitschaft der Familien zur Auskunft ist ein Interviewmaterial entstanden, das unterschiedliche soziale Familienrealitäten und damit unterschiedliche Kindheiten beschreibt. Die Familien haben den Interviewern Türen geöffnet und Einblicke in ihren Alltag gewährt.

Bei der *Auswahl* der Interviewpartnerinnen² ist es gelungen, mit Personen zu sprechen, bei denen aufgrund ihrer sozialen Lage ein erhöhter Unterstützungsbedarf vermutet werden kann: alleinerziehende Mütter, kinderreiche Familien, solche mit niedrigen Bildungsabschlüssen, des Weiteren mit Migrationsgeschichte und Familien, deren Kinder in benachteiligten Quartieren aufwachsen. Um das soziale Spektrum zu vervollständigen und um Vergleiche anstellen zu können, führte die Forschungsgruppe aber auch Interviews mit Eltern, deren Kinder relativ behütete Bedingungen vorfinden.

So vielfältig das zusammengetragene Interviewmaterial ist, das hier die empirische Basis liefert, so vielfältig sind die Angebote, mit denen die Eltern Erfahrungen gemacht haben. Die Berichte reichen von Erfahrungen mit Hebammen, Kindergärten, Krabbelgruppen, Schwimmkursen, Elterncafés, Stillgruppen bis hin zum Engagement im Sportverein und in Musikschulen, zu Erfahrungen mit Ärzten, Erziehungshilfe, Schulen, Familienbüros, Begrüßungsbesuchen des Jugendamtes – um nur einen kleinen Ausschnitt zu nennen.

Was verbindet den Sportverein mit der Erziehungsberatungsstelle? Im besten Fall macht der Sportverein den Gang zur Erziehungsberatungsstelle überflüssig, weil es

2 In aller Regel wird aus Gründen der Lesbarkeit ausschließlich die grammatisch männliche Form verwendet. Da die Interviews in aller Regel mit den Müttern geführt wurden – es sind lediglich zwei Väter unter den Interviewten – soll diese Tatsache auch sprachlich ihren Ausdruck finden, indem ausschließlich von Interviewpartnerinnen die Rede ist.

erst gar nicht zu Situationen kommt, die eine Beratung notwendig erscheinen lassen. Mit anderen Worten: Alle genannten Angebote haben immer auch, wenn auch nicht ausschließlich, einen präventiven Charakter. Daneben gibt es noch eine weitere Gemeinsamkeit: In aller Regel müssen die angesprochenen Angebote aktiv von den Eltern aufgesucht werden. Das heißt, dass sich die Eltern selbst entscheiden, ob sie ein Angebot nutzen. Um das Zustandekommen dieser Entscheidung und um dessen Hintergründe geht es in diesem Werkstattbericht.

Die Bearbeitung dieser Fragestellung wäre überflüssig, wenn man nicht bei der Inanspruchnahme von Präventionsangeboten Optimierungsbedarf vermuten würde. Eine in Fachkreisen intensiv diskutierte Problematik in diesem Zusammenhang wird mit den Begriffen „Präventionsparadoxon“ bzw. „Präventionsdilemma“ umschrieben. Diese besagen, dass die eigentliche Zielgruppe von Präventionsangeboten besonders schlecht erreichbar ist. Gut zu erreichen sind hingegen Familien, die ihr Verhalten ohnehin mehr oder weniger nah an dem ausrichten, was im Angebot vermittelt werden soll. Ein Beispiel: Wenn sich zur Teilnahme an einem Kurs zu gesunder Ernährung lediglich gesundheitsbewusste Personen anmelden, ist noch nicht viel gewonnen.

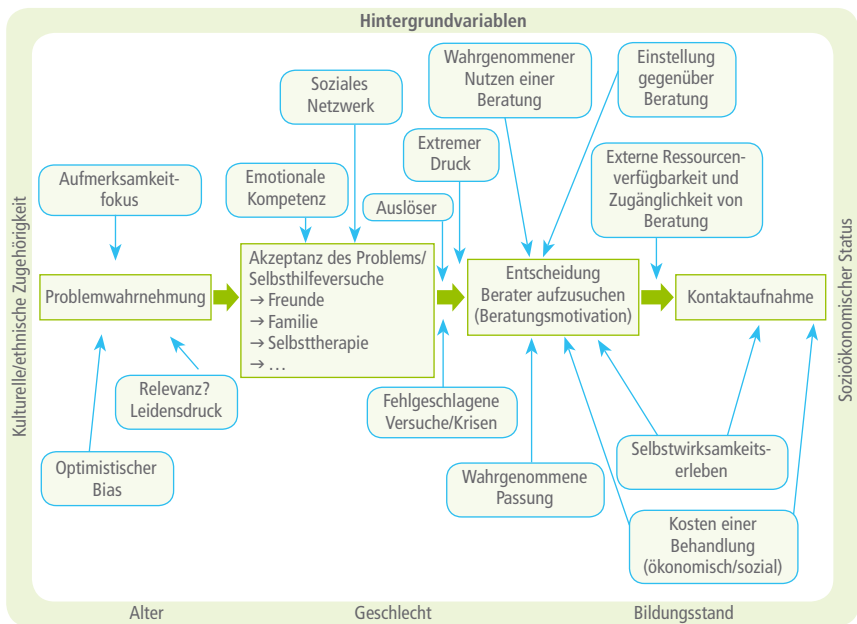
Mit dem Präventionsparadoxon hängt die soziale Selektivität der Inanspruchnahme zusammen. Benachteiligte Kinder aus der Unterstadt (Strohmeier 2008) werden grundsätzlich schlechter von Angeboten erreicht als die privilegierten Kinder aus der Oberstadt, obwohl sie mehr davon profitieren würden. Hat man jedoch verstanden, wie die Entscheidung zugunsten einer oder gegen eine Inanspruchnahme zustande kommt, kann man auch besser nachvollziehen, wieso es zu einer sozial selektiven Inanspruchnahme kommt, und kann ihr gezielter gegensteuern.

Ziel des Werkstattberichts ist es, ein Modell vorzulegen, das zwei Kriterien erfüllt: Es soll erstens die Entscheidung zur Inanspruchnahme auf der Ebene der Handlung erklären, ohne dabei die Bedingungen zu vernachlässigen, die die Entscheider vorfinden. Und zweitens soll das Modell eingängig und praxistauglich sein. Es soll kommunen Ansatzpunkte bieten, wie sie die Hebel vor Ort ansetzen können, die nötig sind, um die soziale Selektivität der Inanspruchnahme zu verringern und so jedem Kind möglichst gleiche Lebenschancen zu gewähren.

2 Forschungslücken

Ein Überblick zum Thema der Inanspruchnahme von Beratungsangeboten findet sich bei Warschburger (2009: 38–44). Ausgehend von der Frage, warum die Anzahl der tatsächlich Hilfsbedürftigen im Vergleich zu denjenigen, die sich an eine Beratungsstelle wenden, recht hoch ist, geht Warschburger auf der Grundlage verschiedener Studien der Frage nach, welche Faktoren zu einer Inanspruchnahme von Beratungsangeboten führen. Dabei stellt sie fest, dass die überwiegende Anzahl der Beratungsmodelle den Prozess, der sich vor einer Beratung in den Familien abspielt, nicht beleuchtet (ebd. 38). Im Ergebnis legt sie ein vierstufiges Modell vor, das sie in einer recht komplexen Darstellung zusammenfasst (Abbildung 1).

Abbildung 1: Inanspruchnahmeprozess nach Warschburger



Quelle: Warschburger 2009: 43.

© Bertelsmann Stiftung und ZEFIR 2016, mit finanzieller Unterstützung des Landes NRW und des Europäischen Sozialfonds.

An dieser Stelle genügt es, den grundsätzlichen Aufbau des Modells nachzuvollziehen: Der Prozess der Beratung beginnt mit der Wahrnehmung des Problems. Darauf folgen Reaktionen des Betroffenen, wie zum Beispiel Maßnahmen zur Selbsthilfe. Erst wenn diese Stufe scheitert und der Problemdruck (Valenz) sich hoch genug aufgestaut hat, fällt die Entscheidung, eine Beratungsstelle aufzusuchen. Der gefasste Entschluss muss jedoch nicht zwangsläufig zu einer Kontaktaufnahme führen. Diese wird zum Beispiel dadurch unwahrscheinlicher, wenn mit dem Kontakt einer Beratungsstelle hohe Hürden verbunden sind, etwa eine große räumliche Distanz.

Des Weiteren sind in das Modell sogenannte „Hintergrundvariablen“ eingebaut. Dazu gehören neben dem Alter und Geschlecht die klassischen Indikatoren sozialer Benachteiligung: kulturelle/ethnische Zugehörigkeit, Bildungsstand und der sozioökonomische Status. Hier liegt ein größeres Erklärungspotenzial, als dies aus den Ausführungen Warschburgers hervorgeht. Bereits die Bezeichnung „Hintergrundvariablen“ verweist darauf, dass aus statistischen Befunden bekannt ist, dass diese Variablen wirken, aber eben nicht, wie das genau geschieht. Erkenntnisse darüber lassen sich nur gewinnen, wenn Inanspruchnahme aus der Perspektive der Handelnden rekonstruiert wird.

In der Studie von Bauer und Bittlingmayer (2005) wurde die Erreichbarkeit und Wirkung eines Elternratgebers untersucht. Hierzu wurden Eltern befragt, deren Kinder entweder das Gymnasium oder die Hauptschule besuchen. Die Annahme war, dass insbesondere die Eltern und Kinder der Hauptschule von diesem Elternratgeber profitieren würden. Im Ergebnis konstatieren Bauer und Bittlingmayer allerdings ein Präventionsdilemma, das sie zusammengefasst wie folgt beschreiben: Die Risikogruppe wird nur unzureichend mit einem Erziehungsratgeber erreicht und bei den Eltern mit hohem sozialen Status zeigt er kaum Wirkung, weil sie „bereits bezüglich der Fragen zu Erziehung und Entwicklung, Problemen und Problemlösung durch ihre eigenen Erfahrungen ausreichend sensibilisiert [sind]“ (Bauer und Bittlingmayer 2005: 273).

Diesen Befund erklären Bauer und Bittlingmayer vor allem über die Problemwahrnehmung: „Die Krux der mangelnden Erreichbarkeit besteht darin, dass sozial benachteiligte Milieus einen Beratungsbedarf häufig gar nicht erkennen oder sogar: gar

nicht erkennen lassen wollen“ (ebd. 276). Auch von Warschburger wird die Problemwahrnehmung „als der schwierigste Schritt“ (Warschburger 2009: 39) dargestellt.

Die beschriebenen Zugänge zum Forschungsfeld der Prävention setzen daran an, dass ein Problem vorliegt, das bereits als solches wahrgenommen worden ist. Sowohl Warschburger (2009) als auch Bauer und Bittlingmayer (2005) hingegen setzen an der Frage an, wie es gelingen kann, dass sich Familien möglichst früh, also wenn das Problem noch ein „Problemchen“ ist, an Beratungsstellen wenden. Sie agieren also in einem wichtigen Forschungs- und Handlungsfeld, um das Gelingen dieses Prozesses zu unterstützen. Und das insbesondere angesichts der Tatsache, dass die Erreichbarkeitsproblematik bei präventiven Angeboten, die zunächst kein Problem voraussetzen, noch komplexer ist: Präventives Handeln heißt ja nicht nur, dass Probleme möglichst früh gelöst werden, sondern auch, dass sie gar nicht erst entstehen. Es geht darum, Verhaltensweisen in der Gegenwart zu ändern, um eine Belastung in der Zukunft zu vermeiden, deren Eintreffen aber keineswegs gewiss ist (Bröckling 2008: 40). Dadurch verschärft sich das Dilemma um ein Vielfaches: Wenn in manchen Familien tatsächlich vorhandene Probleme nicht erkannt werden, wie kann dann von ihnen erwartet werden, dass sie Verhaltensweisen verändern, die erst in der Zukunft zum Problem werden könnten?

Das Präventionsparadoxon wäre zudem nur unvollständig erklärt, wenn man die Gruppe der besonders gut Erreichbaren ausklammern würde. Die Krux der Prävention liegt nicht nur darin begründet, dass bestimmte Familien eher schwer bis gar nicht erreicht werden, sondern auch darin, dass sich Familien mit vergleichsweise geringen Problemen überfordert fühlen und sich aufgrund dieses Gefühls der Überforderung Angeboten zuwenden.

Die unterschiedliche Erreichbarkeit sozialer Gruppen gilt immer noch als eine Forschungslücke (Bauer und Bittlingmayer 2005: 268). Gerade für solche kaum bearbeiteten Wissensbereiche bietet sich ein qualitatives Forschungsdesign an. Hier setzt der vorliegende Werkstattbericht an.

3 Methode

Unter den Begriff „qualitative Methodik“ fällt ein buntes „Potpourri“ von Erhebungs- und Auswertungsmethoden. Diese Methoden vereint eine gewisse Offenheit im Forschungsprozess, die sich mehr oder weniger in allen Forschungsschritten wiederfindet. Insbesondere dieses Kriterium der Offenheit unterscheidet qualitative Forschung von quantitativer. Sind beispielsweise die Fragen in einem Fragebogen, dem klassiker quantitativer Interviewforschung, standardisiert und vorstrukturiert, versucht man bei qualitativ ausgerichteten Interviewmethoden nur wenige inhaltliche Vorgaben zu machen. Dadurch soll möglichst viel über das Relevanzsystem der Befragten in Erfahrung gebracht werden. Qualitative Zugänge helfen, wissenschaftliche Fragestellungen zu öffnen und zu erweitern, da Hypothesen nicht losgelöst von Daten am Schreibtisch formuliert werden. In jedem Falle eignen sich qualitative Methoden sehr gut zur Gegenstandsexploration.

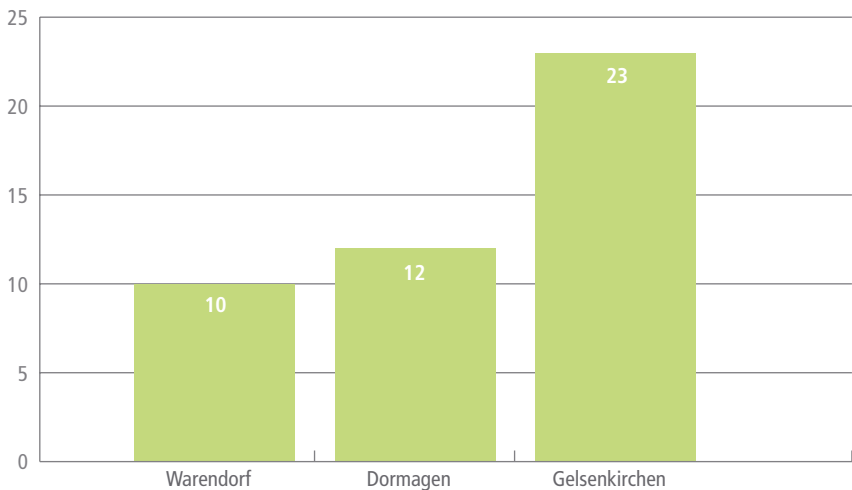
Während es bei quantitativen Forschungsmethoden um statistische Aussagen auf der Grundlage vorab festgelegter Kategorien geht, soll qualitative Methodik relevante Kategorien offenlegen. Folgt man dieser Unterscheidung, zeigt sich zudem, warum in den letzten Jahren zunehmend sowohl quantitative mit qualitativen Methodendesigns kombiniert werden: Jede Methode zeichnet sich durch spezifische Stärken und Schwächen aus. Die Stärke qualitativer Methodik liegt darin, dass sie näher an die sozialen Sinnwelten der Befragten herankommt als quantitative Methoden. Die Stärke quantitativer Methodik besteht in der Möglichkeit, große Stichproben realisieren zu können und auf breiter Basis Aussagen über Zusammenhänge zu machen.

3.1 Feldzugang

Am Ende des Fragebogens der standardisierten Familienbefragung der wissenschaftlichen Begleitforschung zu „Kein Kind zurücklassen! Kommunen in NRW beugen vor“ (Modul 2) konnten die befragten Eltern angeben, ob sie zu einem ausführlichen Gespräch bereit sind. Grundsätzlich sollten sowohl Menschen mit als auch ohne Problemlagen befragt werden, um zu ergründen, wie es zur Inanspruchnahme kommt und wie sie sich im Alltag der Familien darstellt.

Die ausgewählten Interviewpartnerinnen wurden telefonisch kontaktiert, um einen Gesprächstermin zu vereinbaren. Zudem wurden die Interviewpartnerinnen über die wichtigsten Eckdaten des Gesprächs informiert. Dazu zählten die voraussichtliche Dauer, die Höhe der Aufwandsentschädigung von 20 Euro und Hinweise zum Datenschutz. Zudem wurden sie darauf hingewiesen, dass das Gespräch aufgezeichnet wird. Obwohl die Interviewpartnerinnen den Ort frei bestimmen konnten, fanden alle Gespräche in den Wohnungen der Befragten statt. Insgesamt wurden 45 Interviews geführt. In fünf weiteren Fällen blieb die Tür für die Interviewer ohne Angabe von Gründen verschlossen. Mehr als die Hälfte der Interviews wurde in Gelsenkirchen geführt.

Abbildung 2: Anzahl der geführten Interviews je Kommune insgesamt: N 45



Quelle: eigene Darstellung.

© Bertelsmann Stiftung und ZEFIR 2016, mit finanzieller Unterstützung des Landes NRW und des Europäischen Sozialfonds.

3.2 Leitfadeninterviews

Leitfadeninterviews bieten einen sinnvollen Kompromiss aus der geforderten Offenheit im Forschungsprozess und der Notwendigkeit, Daten in einem engen Zeitrahmen zu erheben. Mit anderen Worten: Sie lassen den Interviewten genügend Raum, ihr Relevanzsystem dar- und offenzulegen, ohne dabei das eigentliche Thema aus den Augen zu verlieren. Folglich liegt es am Interviewer, die Fragen des Leitfadens an die gegebene Interviewsituation sinnvoll anzupassen. Lediglich die sogenannte Eröffnungsfrage wird allen Teilnehmern in gleicher Weise gestellt.

Drei grundsätzliche Fragetypen kommen in einem Leitfaden, wie er hier verwendet wird, zum Einsatz. Dazu gehören:

- Impulsfragen: Sie regen an, über ein Thema zu erzählen. Beispiel: Erzählen sie doch mal. Was macht Ihnen im Alltag am meisten zu schaffen?
- Nachfragen: Sie greifen Aspekte auf, die aus Forschungsperspektive interessant sind, jedoch nicht selbstständig im Interview genannt werden. Beispiel: Und was sagt Ihr Mann dazu?
- Aufrechterhaltungsfragen: Sie sollen den Erzählfluss aufrechterhalten und zum Weiterreden animieren. Beispiel: Und fällt Ihnen sonst noch etwas ein?

Bei der Erstellung des Leitfadens gingen wir nach dem „SPSS“-Prinzip vor (Helfferrich 2011; etwas modifiziert Kruse 2014: 234). „SPSS“ steht dabei für die verschiedenen Schritte der Leitfadenerstellung: Sammeln, Prüfen, Sortieren, Subsumieren. Letztlich handelt es sich hierbei um ein Brainstorming, an dessen Ende ein Interviewleitfaden steht.

Zu jedem Interview legten die Interviewer unmittelbar nach dem Gespräch ein Protokoll an. Hier wurden als Erinnerungstütze einige Eckdaten zur Familie (z. B. Kinderanzahl) festgehalten und eine Notiz über die genutzten Angebote angelegt. Des Weiteren wurden die Interviewatmosphäre beschrieben und ggf. Besonderheiten beim Gesprächsverlauf vermerkt.

Das Gespräch wurde mit digitalen Diktiergeräten aufgezeichnet und anschließend am Rechner transkribiert. Bei der Verschriftlichung gesprochener Sprache geht man in Punkto Genauigkeit stets einen Kompromiss ein. Wir haben uns für Transkriptionskonventionen entschieden, wie sie Kruse (2014: 354–363) vorschlägt.

Anonymisierungen wurden bereits während der Transkription nach dem folgenden Muster eingefügt: [K1] für das erste Kind, [K2] für das zweite usw. [O1] für den Heimatort, die weiteren Kriterien wurden der Nennung nach durchnummeriert.

3.3 Auswertung

Eine Kernaufgabe bei der Auswertung des transkribierten Interviewmaterials wird in der qualitativen Forschung mit „Kodieren“ bezeichnet. Damit ist gemeint, dass inhaltlich zusammenhängende Interviewpassagen mit Überschriften versehen werden. Kodes stellen also kurze Überschriften für die in den Interviews angesprochenen Phänomene dar. Anstelle von Kodes ist in der Literatur auch von „Kategorien“ die Rede. Unter einer Kategorie bzw. einem Kode wird in der Regel ein sprachlicher „Container“ verstanden. Wie in eine Schublade werden unter einen Kode ähnliche Phänomene einsortiert.

Im ersten Analyseschritt werden die Interviewdaten offen kodiert. Das bedeutet, dass die Forschungsgruppe ohne ein vor der Analyse festgelegtes Codesystem die Daten sichtet, um bei der Analyse ein noch sehr provisorisches Codesystem erstellen zu können. Beim offenen Kodieren versucht man, inhaltlich zusammenhängende Interviewpassagen ausfindig zu machen und diese entsprechend dem thematisierten Phänomenen zu benennen. Der Kode soll in aller Kürze aussagekräftig benennen, worum es in der Interviewpassage geht bzw. wofür diese Passage steht.

Ein Kode ist in der Regel mehr als eine Paraphrase des Gesagten. Er stellt ein inhaltliches Konzept dar, mit dem ein im Interview angesprochenes Phänomen theoretisch eingeordnet wird (Muckel 2011: 338). Diese Vorgehensweise entspricht zunächst dem Prinzip der Offenheit im qualitativen Forschungsprozess. Im weiteren Analyseprozess werden nach und nach Kernkategorien gebildet. Diese sind in Bezug auf

das Thema von besonderer Relevanz, weil sie dazu dienen, möglichst viele Codes zu gruppieren. So lassen sich beispielsweise Codes wie „Zeit“, „Geldmittel“ und „soziales Netzwerk“ unter die Kategorie „Ressourcen“ subsumieren.

Anschließend werden die Daten axial kodiert, das heißt, die Codes systematisch in Beziehung zueinander gesetzt, indem zu einem Phänomen sowohl dessen Bedingungen als auch Folgen benannt werden. Es geht um die Frage, welche Bedingungen zu einem Phänomen führen und welche Konsequenzen sich daraus ergeben.

Ein weiterer wichtiger Analyseschritt besteht im Verfassen von sogenannten „Memos“. Darunter versteht man Texte, die zu jeder Zeit des Forschungsprozesses geschrieben werden können. Wir arbeiten vorwiegend mit Fall-, Theorie- und Kodememos. In Fallmemos werden wichtige Aspekte zum einzelnen Fall festgehalten. Kodememos beziehen sich auf einzelne Codes. Sie beschreiben kurz, welche Phänomene mit einem bestimmten Code benannt werden sollen. Sie dienen der Erinnerung (Was will dieser Code sagen?), der Selbstvergewisserung (Ist dieser Code gut benannt?) und dem Austausch in der Forschungsgruppe. Theoriememos hingegen sind komplexer. Hierbei handelt es sich um theoretische Skizzen zur Sicherung von Ideen. In diesen Memos werden u. a. Verbindungen zu wissenschaftlichen Theorien hergestellt und festgehalten.

Abschließend noch ein Hinweis: Die qualitative Datenanalyse ist ein interpretativer Prozess. Zum Beispiel gelingt nicht immer eine eindeutige Zuordnung der Phänomene zu einem bestimmten Code. Das ist jedoch kein Mangel, sondern dem Gegenstand geschuldet. Die Welt der sozialen Tatsachen ist nicht immer eindeutig und klar abgrenzbar aufgebaut, sondern eher „flüssig“ ineinander übergehend. Diese Eigenschaft lässt Interpretationsspielräume zu, die wiederum Handlungsspielräume schaffen. Die Stärke qualitativer Forschung besteht genau darin, die nötige Offenheit und Sensibilität mitzubringen, um diese Handlungsspielräume ins Auge zu fassen. Als Ergebnis stehen mehr oder weniger riskante Schlussfolgerungen, die einen hohen Grad an Plausibilität aufweisen und mittels anderer Verfahren – zum Beispiel quantitativer Methoden – überprüft werden können.

4 Inanspruchnahme-Entscheidungsmodell auf der Grundlage qualitativer Interviewdaten

Welche Faktoren spielen eine Rolle, wenn Eltern entscheiden, ein Angebot zu nutzen? Auf der Grundlage der qualitativen Datenanalyse wurden drei Komponenten identifiziert, die sich gegenseitig beeinflussen können. Im Laufe der Analyse stellte sich zunehmend heraus, dass Stufenmodelle wie bei Warschburger (2009) nicht haltbar sind, da sie solche Wechselwirkungen nicht hinreichend abbilden können.

Die einzelnen Komponenten werden in den nachfolgenden Kapiteln dargestellt und erläutert: Situationswahrnehmung (4.1), soziale Erreichbarkeit (4.2) und Sinnannahmen (4.3). In Kapitel 4.4 liegt der Fokus auf den Wechselwirkungen zwischen diesen Einflussgrößen. Abschließend bietet dieses Kapitel eine kurze Zusammenfassung und Erläuterung des entwickelten Entscheidungsmodells.

4.1 Situationswahrnehmung

Die Wahrnehmung der eigenen Lage wird in der Literatur (vgl. Kapitel 2) als ein wichtiger Schritt zur Inanspruchnahme gesehen. Kapitel 4.1.1 beschreibt zunächst die Bewertungsmuster, die der Wahrnehmung zugrunde liegen. Kapitel 4.1.2 geht auf die Bedeutung von Ressourcen im Zusammenhang mit der Wahrnehmung und Bewertung von Situationen ein.

4.1.1 Bewertungsmuster

Anhand der folgenden Interviewausschnitte wird deutlich, dass vergleichbare Situationen durchaus unterschiedlich interpretiert werden können. Dies ist auch ein grundlegendes Ergebnis der Analyse: Man kann nicht unmittelbar von einer gegebenen Situation auf ihre Bewertung schließen und umgekehrt. In den Interviewsequenzen geht es um die Bewertung der schulischen Leistung. Damit liegt eine Konstellation vor, die sich aufgrund der hierarchischen Gliederung des Schulsystems gut vergleichen lässt.

In Interview 8 besucht das Kind ein Gymnasium. Die Interviewpartnerin äußert explizit ihren Stolz darüber, dass ihr Kind neben der Schule noch weiteren Interessen nachgeht und dadurch keine schulischen Probleme resultieren.

Interview 8

„Dann hat er noch Karate und noch Gitarrenunterricht. Und das neben Gymnasium finde ich schon für ihn – ja, bin ich ein bisschen stolz drauf.“

Das Kind aus Interview 25 hingegen wird erst nach dem laufenden Schuljahr das Gymnasium besuchen. Dass es sich um einen guten Schüler handelt, führt in diesem Falle jedoch nicht zu positiven Bewertungen wie „Stolz“, seine die guten Leistungen in der Grundschule gelten eher als „normal“. Insbesondere den Ansprüchen des Vaters scheint der Junge nicht nachzukommen, obwohl er laut Aussage der Mutter ein guter Schüler ist. Der Vater hingegen sieht die „guten“ Leistungen seines Sohnes im insgesamt niedrigen Leistungsniveau der Klasse begründet.

Interview 25

„Ich empfinde [mein Kind] als normal eigentlich, aber er ist ein guter Schüler. Also, mein Mann sagt immer, unter den Blinden ist der Einäugige König; ne?“

Ganz anders wirkt dagegen die Aussage des folgenden Interviewausschnitts. Der Sohn gilt schon seit dem Kindergarten als schwierig. Bei ihm wurde eine ADHS (Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitätsstörung) diagnostiziert, die medikamentös behandelt wird. Nach einem kurzen Besuch der Realschule ist er auf die Hauptschule gewechselt, also in der Hierarchie des Schulsystems objektiv abgestiegen. Trotzdem ist die Mutter mit der Situation nun sehr zufrieden.

Interview 14

„Und dann ja, dann eben der Wechsel zur weiterführenden Schule. Zur Realschule, lief anfangs auch noch ganz gut; ne? Aber dann hat er halt doch gemerkt, ich sag mal, er hat jetzt auch nie direkt eine Empfehlung für die Realschule gehabt, sondern für Haupt- und Realschule; ne? Wir haben gedacht, wir versuchen es mit der Realschule; ne? Ja, aber es hat dann letztendlich doch nicht gereicht; ne? Und jetzt, wie gesagt, auf der Hauptschule, wo er ist, also, wir sind SEHR zufrieden; ne? Da klappt es ganz gut; ja.“

Der Erkenntniswert dieser Aussagen besteht darin, dass das gleiche Muster auf weitere Situationen und Anlässe übertragen werden kann. Ob nun das Wohnumfeld bewertet oder das Verhalten der Kinder eingeschätzt wird, es lässt sich stets zwischen der objektiven Situation und der subjektiven Situationsbewertung unterscheiden. Die Situationen existieren sozusagen zwei Mal: außerhalb der Köpfe und innerhalb. Dabei ist die objektive Seite der Situation nicht immer leicht festzustellen, da sich die Interpretationsleistung auch derer, die eine Situation objektiv bewerten (z. B. Wissenschaftlerinnen), nicht umgehen lässt. Eine solche Objektivierung ist jedoch erforderlich, wenn man annimmt, dass zwischen der objektiven Situation und der subjektiven Situationsbewertung eine Schere auseinandergehen kann.

Einfacher ist eine solche Aussage, wenn ein allgemeingültiger Bewertungshorizont vorliegt, auf den man sich berufen kann, wie zum Beispiel ein hierarchisch gegliedertes Schulsystem oder allgemeine Normen und Gesetze. Wenn aber Interviewpartnerin 45 über ihr Kind sagt, dass „es als Baby viel geschrien hat“ (Interview 45) und diese Situation als Belastung empfunden hat, kann das zwei Ursachen haben: Entweder das Kind schrie tatsächlich über einen langen Zeitraum und mit großer Intensität, so dass jede andere Mutter mit einem durchschnittlichen Nervenkostüm wahrscheinlich ebenfalls eine handfeste Belastung verspüren würde, oder aber die Belastungstoleranz der Interviewpartnerin ist eher gering und sie empfindet auch schon kleinste Reaktionen des Säuglings als vergleichsweise große Belastung.

Die wichtigste Dimension zur Beschreibung von Belastungen ist ihr Ausmaß. Auch hier lässt sich wieder eine objektive und eine subjektive Seite unterscheiden. Die objektive Seite einer Belastung lässt sich messen. Hierbei wichtige Kriterien sind beispielsweise Intensität, Dauer und Frequenz. Um beim Beispiel eines schreienden Säuglings zu bleiben: Man könnte die Lautstärke messen, die Dauer der Schreiphasen und die Wiederholungen der Schreiphasen. Man hätte damit die objektive Seite der Belastung beschrieben und könnte sie mit anderen vergleichen. Die subjektive Seite hingegen zeigt auf, wie die Reize verarbeitet und bewertet werden.

Entscheidend in Bezug auf die Inanspruchnahme ist nicht die objektive Seite der Situation, sondern die subjektive Situationsbewertung. Die Sicht der Eltern auf ihre eigene Situation entscheidet darüber, ob ein Angebot in Anspruch genommen wird

oder nicht. In den Daten lassen sich zwei unterschiedliche Interpretationen von Belastungen finden, die unmittelbare Auswirkungen auf die Inanspruchnahme haben. So lassen sich Belastungen finden, die als übliche Unwegsamkeiten des Lebens hingenommen und akzeptiert werden. Deshalb sprechen wir von „üblichen Belastungen“. Kennzeichnend für die Form der Belastung ist zudem, dass man sie nicht aus der Welt schaffen, sondern ihr lediglich ausweichen kann bzw. lernen kann, mit ihr umzugehen.

Dann gibt es Situationen, deren belastender Charakter als Folge einer beeinflussbaren Lage angesehen wird. Denn erst dann ergeben sich aus der Perspektive der Akteure Handlungsoptionen, wobei die Inanspruchnahme von Angeboten eine Option darstellen kann. Solche Belastungen nennen wir „problematische Belastungen“. Tabelle 1 zeigt anhand von Beispielen das Spektrum der in den Interviews angesprochenen Belastungen.

Tabelle 1: Belastungssituationen

übliche Belastungen	problematische Belastungen
Geschwisterrivalität	Adipositas
Unordentlichkeit der Kinder	Sozialkompetenz
Wutausbrüche	Aggressionsstörung
gelegentliches Schulschwänzen	Schulverweigerung
Pubertät	Erziehungsprobleme
Quelle: eigene Darstellung.	

© Bertelsmann Stiftung und ZEFIR 2016, mit finanzieller Unterstützung des Landes NRW und des Europäischen Sozialfonds.

Der Übergang zwischen üblichen und problematischen Belastungen ist fließend. Die Einordnung ist abhängig von der Norm, mittels derer ein Verhalten oder ein Zustand eingeordnet wird. Das Ausmaß wird beim Verhalten von Kindern in der Regel in eine Beziehung zum Alter gesetzt und damit altersgerecht eingeordnet. So macht es einen Unterschied, ob 18-Jährige oder Grundschulkindern Suchtmittel wie Alkohol ausprobieren. In der Bewertung des Ausmaßes unterscheidet sich zum Beispiel ein Wutausbruch in der Trotzphase von einem dauerhaft aggressiven Verhalten. Zudem

werden problematische Belastungen mit Attributen wie „nicht normal“ oder „übertrieben“ versehen und übliche Belastungen in der Regel mit dem Attribut „normal“ bzw. „üblich“.

Interview 15

„Der Zweite läuft so mit. Der macht alles mit, der ist völlig unauffällig in allem, total quirlig und im Kindergarten sind alle begeistert. Haben wir so keine Schwierigkeiten mit. Außer die üblichen Wutausbrüche, die Kinder in dem Alter <<lacht>> halt so haben.“

Insgesamt wird hier ein sehr positives Bild des Sohnes gezeichnet. Lediglich die Wutausbrüche werden hiervon zunächst ausgenommen („außer“), aber sogleich mit „üblich“ charakterisiert und in einen angemessenen Bezug zum Alter des Kindes gesetzt. Dadurch wird das Verhalten normalisiert, sodass das insgesamt positive Gesamtbild nicht beeinträchtigt wird. Im Gegenteil: Die Schilderung einer „normalen“ Abweichung erhöht stattdessen noch die Glaubwürdigkeit der Schilderung. Durch diese Abweichung vom allzu Perfekten wird eine zu naive und damit weniger glaubwürdige Beschreibung abgeschwächt.

Die Bewertung einer Situation mittels Attributen wie „normal“ und „üblich“ ist gleichzusetzen damit, dass eine Situation geschlossen (konsolidiert) erlebt wird. Die Vergabe von Attributen wie „unnormale“ kann hingegen eher gelingen, wenn die Situation als vermeidbar und damit offen (kontingent) erlebt wird. In der Opposition von Offenheit und Geschlossenheit einer Situation liegt eine wichtige Voraussetzung zum Verständnis der Bewertungsmuster einer Situation. Offenheit und Geschlossenheit stellen zwei Pole eines Kontinuums dar. Es lassen sich Interpretationsmuster ausfindig machen, die eher dazu führen, dass eine Situation als geschlossen (und damit als normal und üblich) erlebt wird. Hierzu zählen insbesondere die Naturalisierung sozialer Verhältnisse und die Nichtwahrnehmung offensichtlicher Normverstöße. Der folgende Interviewausschnitt zeigt eine solche Naturalisierung sozialer Verhältnisse. Interviewpartnerin 31 suchte aufgrund von Verhaltensauffälligkeiten und einer Adipositas eine Erziehungsberatungsstelle auf. Die Ratschläge konnten aber nur bedingt umgesetzt werden. Aufgrund der Verhaltensauffälligkeiten wird eine therapeutische Einrichtung in Anspruch genommen.

Interview 31

„Wie hat er sich entwickelt? Ja, gut würde ich sage. Ich hab ein nervöses Kind, ein unruhiges Kind von Geburt an. [...] Schulisch ein bisschen faul, wie Jungs so sind.“

Die Interviewpartnerin 31 beschreibt ihr Kind als unruhig und nervös. Diese Eigenschaft wird jedoch nicht als Folge von sozial beeinflussbaren Faktoren geschildert und erlebt, sondern als Eigenschaft, die dem Kind angeboren ist. Die mangelnde Motivation in der Schule wird hingegen auf das Geschlecht zurückgeführt und damit ebenfalls naturalisiert. In beiden Fällen wird die Möglichkeit einer Einflussnahme zurückgewiesen.

Ein sehr wirksames Mittel der Schließung von Situationen besteht in der Nichtwahrnehmung von offensichtlichen Normverstößen. Über sie lassen sich nur höchst risikoreich Aussagen treffen, da der Nichtwahrnehmung eine Nichtthematisierung folgt. Eine solche Nichtthematisierung offensichtlicher Normverstöße kennzeichnet ein Milieu des Schweigens. Der Sache nach sind solche Interviews eher karge Interviews. Die Betroffenen reden nicht über ihre Probleme und dieses Schweigen ist als ein Mittel ihrer Bewältigung anzusehen.

Dennoch finden sich im Interviewmaterial Beispiele, über die zumindest gesagt werden kann, dass eine Nichtthematisierung sozial sinnvoll erscheint. Ein verwahrlosetes Wohnumfeld wäre ein Beispiel für eine Nichtthematisierung, über die wir eine Aussage treffen können, weil die Interviewer zum Wohnumfeld einen Zugang haben und sich einen Eindruck verschaffen können.

Die Familie aus Interview 38 wohnt in einer Hochhaussiedlung nahe dem alten kommerziellen Zentrum der Siedlung, in dem die Ladenzeilen überwiegend leer stehen. Die Mülltonnen des Hauses quellen über und in unmittelbarer Nähe befindet sich an einem öffentlichen Weg eine wilde Müllhalde. Im Eingangsbereich des Hochhauses, in dem die Familie wohnt, hängt eine Kamera, da, so ist es einem Hinweis der Hausverwaltung zu entnehmen, in der Vergangenheit im Hausflur Müll abgeladen wurde. Der Treppenaufgang ist eher dunkel und in einem renovierungsbedürftigen Zustand.

Die Wohnung selbst machte hingegen einen sehr aufgeräumten und penibel gepflegten Eindruck. Sie lieferte also einen krassen Kontrast zum Wohnumfeld. Die Interviewpartnerin erklärt, dass sie aus finanziellen Gründen die vormals bezogene Eigentumswohnung verlassen musste. Da weitere Familienangehörige in unmittelbarer Nähe wohnen, kann man sich problemlos unterstützen. Des Weiteren scheint die Interviewpartnerin recht gut im Stadtteil verankert zu sein: Man kennt sich und das scheint vieles einfacher zu machen. Durch bereits bestehende Kontakte fiel die Kindergartenauswahl leicht und der Interviewpartnerin steht zudem über informelle Kontakte ein Minijob in Aussicht, der das Familienbudget deutlich verbessern würde.

Das verwehrte Wohnumfeld vor der Haustür wird im Interview mit keiner Silbe erwähnt. Im Gegenteil: Die Befragte scheint eher gute Kontakte im Stadtteil zu haben, die ihr an bestimmten Stellen das Leben erleichtern, zum Beispiel bei der Kindertagesstätte. In anderen Interviews mit einem vergleichbaren Wohnumfeld wird hingegen eine distanzierte Haltung eingenommen. Diese distanzierte Haltung führt dazu, dass das gesellschaftliche Leben der Familie so gut es geht aus dem Quartier ausgelagert wird: Die Kinder besuchen die „bessere“ Grundschule in einem anderen Stadtteil und auch Angebote werden nicht vor Ort, sondern in anderen Quartieren genutzt. Zum Teil dürfen die Kinder nicht vor der Haustür spielen. Im Falle von Interview 38 ist wahrscheinlich die Nichtthematisierung des Offensichtlichen die einfachste Strategie, um eine Distanzierung vom Quartier, die ja im Alltag der Familie Konsequenzen haben müsste, zu vermeiden.

Um einem möglichen Missverständnis vorzubeugen: Wenn wir die Einordnung einer Situation zwischen offenen und geschlossenen Situationen als Interpretationsleistung verstehen, so ist damit noch keine Aussage darüber gemacht, ob sich die Akteure über ihre eigene Situation irren oder nicht. Dennoch: Es gibt kaum eine Situation, die nicht problematisiert und damit geöffnet werden kann, und kaum eine Situation, die nicht toleriert und ins eigene Normsystem als „üblich“ und „normal“ integriert werden kann. In der Öffnung von Situationen liegt eine ganz wesentliche Voraussetzung für eine Inanspruchnahme von Fördermaßnahmen, wohingegen eine Schließung eher das Gegenteil bewirkt.

4.1.2 Zur Rolle von Ressourcen bei der Situationsbewertung

In den Interviews werden belastende Situationen beschrieben, die unmittelbar auf einen Mangel an Ressourcen zurückführbar sind. Hier wären zu nennen: Geldprobleme, ein unattraktives Wohnumfeld, das Fehlen sozialer Netzwerke (Freunde und Familie) und Zeitmangel. Von Ressourcen ist hier die Rede, wenn diese Handlungsoptionen ermöglichen, die ohne diese Ressourcen nicht gegeben wären. In diesem Sinne haben Ressourcen das Potenzial, Situationen zu öffnen. Bei den einzelnen Ressourcen verhält es sich so, dass sie bis zu einem bestimmten Grade den Mangel an anderen Ressourcen ausgleichen können.

Ökonomische Ressourcen schaffen im Vergleich zu Ressourcen wie Zeit und soziale Netzwerke besonders viele Handlungsoptionen. Umgekehrt stellt ökonomische Armut für die Betroffenen eine belastende und sorgenbeladene Situation dar (Groos und Jehles 2015). Unter den Bedingungen knapper ökonomischer Ressourcen werden beispielsweise bereits elementare Besorgungen für den Schulbedarf zu einer erwähnenswerten Belastung:

Interview 16

„So, und Mama schafft es irgendwie trotzdem, alle Sachen zu bezahlen und zu gucken, wenn die kommen, ich brauch ein Geodreieck, ich brauch ein Matheheft, ich brauch Radiergummis.“

Des Weiteren bewirken Geldprobleme, dass Familien in aus ihrer Sicht unattraktiven Stadtteilen leben und dort wohnen bleiben, weil sie sich einen Umzug in eine für sie attraktivere Wohngegend nicht leisten können. Auch hier schaffen ökonomische Ressourcen Handlungsspielräume. Zum Beispiel berichtete eine eher wohlhabende Familie aus Dormagen, dass sie gezielt aufgrund der Familienfreundlichkeit der Stadt Dormagen dorthin gezogen sei. Umgekehrt gibt es auch Familien, die lieber in einem anderen Wohnumfeld leben würden. Einen besonders drastischen Fall dafür stellt eine Familie dar, die in einer Flüchtlingsunterkunft wohnt. Die Situation in der Unterkunft wird als wenig kinderfreundlich bis kinderfeindlich beschrieben. In der kleinen Wohnung gibt es kein Kinderzimmer. Die Kinder der Familie wünschen sich, wie sie es von den anderen Kindern aus dem Kindergarten kennen, ein

eigenes Kinderzimmer. Doch das Sozialamt findet laut Aussage der Interviewpartnerin keinen Ersatz für die Familie.

Dass Ressourcenmangel Familien belastet, steht außer Frage, erklärt für sich genommen jedoch noch nicht die soziale Selektivität der Angebotsinanspruchnahme. Im Gegenteil: Sollte Ressourcenmangel nicht eher zur Inanspruchnahme führen? Hier spielt die der Situationsbewertung zugrunde liegende Norm eine entscheidende Rolle. Die Anpassung der Norm an eine vermeintlich oder tatsächlich unveränderliche Situation ist eine wichtige Maßnahme der Selbststabilisierung des Familiensystems. Durch die Anpassung der Normen an eine als unveränderbar erlebte Umwelt kann der Problemdruck, der durch eine Belastung entsteht, reduziert werden. Dadurch wird aber auch die Notwendigkeit der Veränderung einer Situation reduziert und damit die Bereitschaft, Angebote in Anspruch zu nehmen. Im Interviewmaterial finden sich Hinweise auf solche Gewöhnungseffekte. Hierbei handelt es sich um eine Anpassung der eigenen Werte und Normen an die als unveränderlich erlebte Situation:

Interview 14

„Also ich war schockiert, als letztes Mal hier der Heizungssanitär der Installateur kam und sagte, wo wohnen Sie denn hier?; ne? Ist das die Bronx? Hat der WIRKlich gesagt; ne? Also, hat mir dann zu denken gegeben; ne? Ich mein, ich finde es ganz schrecklich, aber man gewöhnt sich fast da dran.“

Im vorausgegangenen Kapitel 4.1.1 wurde anhand der Bewertung schulischer Leistung gezeigt, wie unterschiedlich die Bewertung einer Situation ausfallen kann. Zur Erinnerung: Interviewpartnerin 8 äußert explizit ihren Stolz darüber, dass der Sohn das Gymnasium besucht und dennoch vielen Hobbys nachgeht, ohne dass diese sich negativ auf die schulischen Leistungen auswirken. In Interview 25 werden die guten Schulleistungen in der Grundschule eher heruntergespielt. Insbesondere der Vater relativiert die guten Leistungen im Vergleich mit den für schlecht befundenen Leistungen der anderen Schüler. Interviewpartnerin 14 ist mit der Schulsituation sehr zufrieden, obwohl der Junge gerade von der Realschule auf die Hauptschule gewechselt ist und damit in der Hierarchie des Schulsystems objektiv abgestiegen ist.

Wie sind solche Konstellationen zu erklären? Im Haushalt der Interviewpartnerin 8 besuchte niemand das Gymnasium und niemand hat das Abitur. Falls der Junge also das Gymnasium mit der allgemeinen Hochschulreife verlässt, wird er einen höheren Schulabschluss als seine Eltern haben. Im Falle von Interview 25 verfügen beide Elternteile nicht nur über das Abitur, sondern auch über einen Hochschulabschluss. Damit sind besonders gute Leistungen erforderlich, um die Bildungstitel der Eltern zu übertreffen. Wenn also der eigene Bildungserfolg als die zu erfüllende Norm herangezogen wird, hängt hier die Messlatte höher als in Interview 8. Vor diesem Hintergrund wird es verständlich, dass die Leistungen des Jungen aus Interview 25 mit „normal“ bewertet werden. Im Falle des Kindes aus Interview 14 fallen zwei Aspekte zusammen, die zu einer positiven Bewertung der Situation führen: Der höchste Bildungstitel der Familie ist eine Berufsausbildung. Die Reproduktion der Bildungstitel der Familie ist also auch nach dem Schulwechsel noch gewährleistet. Des Weiteren hat sich die Situation durch den Schulwechsel geschlossen. Zu Beginn des Wechsels des Schülers auf die Realschule war die Situation offen und von Zweifeln geprägt. Nicht nur der ausbleibende Schulerfolg konsolidierte die Situation: So besteht eine Schlüsselstelle zum Verständnis der Interviewsequenz in der Formulierung „aber es hat dann letztendlich doch nicht gereicht“. Offenkundig spielt die zitierte Formulierung auf die kognitiven Fähigkeiten des Sohnes an, sie lässt sich jedoch auch auf die Ressourcen der Familie beziehen, die nicht gereicht haben, um zum Beispiel mittels Nachhilfe usw. den Sohn auf der Realschule zu halten.

Im Folgenden geht es um die Ressource Bildung. Einerseits können Eltern, die über eine hohe schulische und berufliche Ausbildung verfügen, ihre Kinder bei ihrem eigenen Schulerfolg stärker unterstützen. Andererseits wirkt der Bildungstitel (z. B. Schulabschluss) der Elterngeneration als normsetzender Maßstab zur Bewertung der Schullaufbahn der Kinder: Eltern mit Abitur erwarten von ihren Kindern nicht nur eher das Abitur als Eltern ohne Abitur. Sie können sie auf diesem Wege auch besser unterstützen. Im folgenden Interviewausschnitt verfügt die Interviewpartnerin über einen Hauptschulabschluss. Die Mutter wollte ihre Tochter bei einer Hausaufgabe unterstützen, bei der es um Primzahlen geht.

Interview 16

„Der Stoff wird ja nicht leichter, wird ja wirklich schwerer. Das sehe ich ja an der Großen. Die kam jetzt letztens auch mit PRIMzahlen an. Ich so WAT EY? Wir am googeln und ich so, boah. Ich bin einfach zu lange raus.“

Trotz der Recherchebemühungen im Internet ist es der Mutter nicht gelungen, ihre Tochter bei der Bewältigung des Problems zu unterstützen. Je weiter die Tochter im Schulstoff fortschreitet, desto weniger stellt es eine Option dar, die Mutter um Rat zu fragen. Die Situation schließt sich.

Ressourcenmangel stellt nicht nur für sich eine belastende Situation dar, sondern er führt auch dazu, dass die Lösungsmöglichkeiten geringer werden. Ressourcen schaffen nicht nur Lösungsmöglichkeiten, sie sind gleichzeitig in der Tendenz eine Voraussetzung dafür, dass Belastungen als Probleme angesehen werden, für deren Lösung es sich lohnt, aktiv zu werden. Dadurch entsteht ein Teufelskreis: Ressourcenmangel schafft Gestaltungspessimismus und dieser bringt wiederum Ressourcenmangel hervor.

4.2 Soziale Erreichbarkeit

Mit dem Begriff der sozialen Erreichbarkeit soll einerseits deutlich werden, dass die Nutzung eines Angebots immer auch vom Aktionsradius der Familien abhängt. Hier lassen sich harte Faktoren (Kapitel 4.2.1) wie Ressourcen und weiche Faktoren (Kapitel 4.2.2) unterscheiden. Mit weichen Faktoren sind Haltungen und Meinungen gemeint, die unter Umständen dazu führen, dass eine Familie ein Angebot nicht nutzt. Dem Aspekt der Erreichbarkeit von Angeboten widmen sich aus quantitativer Perspektive auch Franzke und Schultz (2015: 33 ff.).

4.2.1 Harte Faktoren: Ressourcenmangel als Hürde zur Inanspruchnahme

Es gibt in den Interviews die Tendenz, dass Ressourcen dann von den Interviewpartnerinnen thematisiert werden, wenn ein Mangel herrscht. Insbesondere ökonomische und zeitliche Ressourcen werden im Zusammenhang mit der Nichtinanspruch-

nahme von Angeboten genannt. Dabei dient Geldmangel meist als Begründung für die Nichtinanspruchnahme von Angeboten mit Freizeitcharakter. Im nächsten Ausschnitt wurde der Interviewpartnerin 31 im Rahmen der Erziehungsberatung geraten, den Sohn bei einem Sportverein anzumelden, um dessen Bewegungsdrang zu kompensieren. Die Interviewpartnerin führt aus:

Interview 31

„Das Problem ist, wie ich das finanziere, da konnte mir keiner natürlich eine Lösung drauf geben. Da muss ich dann selber gucken, ne? Wie ich das dann bezahle jeden Monat, ne? Das ist dann das zweite Problem. Würde ich ja gerne machen. Hätte ich das Geld, würde mein Sohn natürlich in den Schwimmverein gehen. Mein Sohn würde vielleicht sein Boxen weitermachen. Aber das sind alles teure Sachen; ne? Mein Sohn ist so – will boxen, ne? Und, ich kann es mir aber finanziell nicht leisten.“

Fehlende ökonomische Ressourcen werden eher im Kontext von Freizeitangeboten (z. B. Sportvereine, Musikschule) oder in Bezug auf Angebote genannt, die ein eher geringes Familienbudget recht stark belasten. Interviewpartnerin 45 merkt an, dass ihr Mann aus Kostengründen den Geburtsvorbereitungskurs nicht besucht hat, weil die Familie zu stark mit ihrem Geld haushalten muss. Die Krankenkasse übernimmt lediglich den Kurs für die Frau. Gleiches gilt für Sportarten, die in der Umgebung in privatwirtschaftlichen Vereinen angeboten werden, wie zum Beispiel Tanzen oder auch Kampfsportschulen. Aufgrund der fehlenden Gemeinnützigkeit greifen hier auch die Teilhabegutscheine nicht, was jedoch nicht von allen Eltern durchschaut wird.

Angebote aus dem Spektrum des Modellvorhabens „Kein Kind zurücklassen! Kommunen in NRW beugen vor“ (KeKiz) sind in der Regel kostenfrei oder mit nur geringen Kosten verbunden. Geringe Kosten werden auch von Familien mit geringem Budget bereitwillig getragen. Interviewpartnerin 13 spricht in der folgenden Passage eine Krabbelgruppe an, deren Nutzung mit einem kleinen Beitrag verbunden ist:

Interview 13

„Und da muss man sich aber NICHT anmelden, da kann man so hingehen. Die macht das dann so monatlich oder wenn sie sieht, man kommt nicht regelmäßig,

kassiert die dann immer danach ab; nach dem Kurs. Ja, das ist so, was verlangen sie? Einen Euro fünfzig. Also, es nicht die Welt. Muss man sagen.“

Zeitmangel als Begründung für eine Nichtinanspruchnahme wird häufig im Zusammenhang mit Geschwisterkindern genannt. So konnte Interviewpartnerin 5 zwar den Besuch einer Krabbelgruppe mit ihrem jüngsten Kind organisieren, aber keine weiteren Angebote in Anspruch nehmen:

Interview 5

„Andere Kurse konnte ich nicht, weil mir die Zeit einfach zu wenig war wegen den anderen zwei.“

Allerdings sind Aussagen zum Zeitbudget nicht immer leicht zu interpretieren, da die Wahrnehmung von Zeit sehr interpretationsabhängig ist. Zum Beispiel kann mangelnde Zeit als Chiffre für wenig Einkommen der Familie stehen, weil „Geld den Zugang zu mehr Zeit [ermöglicht; d. Verf.]“ (Engelbert 2014: 265). Dies gilt dann, wenn mehrere Niedriglohtätigkeiten für das Auskommen der Familie sorgen oder aufgrund eines hohen Arbeitspensums keine Zeit übrig bleibt.

Damit ein Angebot genutzt werden kann, muss es in den Zeitplan der Familie passen. Beim Kindergarten und der Wahl der Schule (Offene Ganztagschule) spielen Zeitstrukturen eine wesentliche Rolle, wenn es bei der Wahl der Betreuung darum geht, eine Erwerbsarbeit zu ermöglichen. Im folgenden Beispiel hätte die Mutter einem kirchlichen Kindergarten eine städtische Einrichtung vorgezogen:

Interview 21

„Auch in den städtischen [Straßenname] und einfach aufgrund der Öffnungszeiten; ne? Da sind die städtischen ein bisschen besser aufgestellt wie die kirchlichen.“

Aspekte der Mobilität beziehen sich zunächst auf die Überwindung des Raumes und beschreiben den Aktionsradius der Familie. In diesem Sinne ist Mobilität besonders in ländlichen Gegenden ein präsent Thema, da hier die örtlichen Gegebenheiten (weite Wege) per se einen hohen Aktionsradius voraussetzen. Die nächste Interviewsequenz stammt aus einem Dorf, in dem kein Supermarkt zu Fuß zu erreichen ist:

Interview 24

„Ohne Fahren geht hier gar nichts und ohne Auto auch nicht. Ich habe erst vor sieben Jahren oder so Führerschein gemacht. Wenn ich das jetzt nicht hätte, nee, dann wäre das hier gar nicht möglich; ne?“

Im urbanen Kontext ist Mobilität nur dann ein Thema, wenn sie durch die finanziellen Ressourcen der Familie eingeschränkt wird, wie zum Beispiel bei den Ausgaben für den Öffentlichen Nahverkehr. Insbesondere in Familien mit eher geringem Einkommen ist die Mobilität eingeschränkt und der Aktionsradius der Familie auf das Quartier beschränkt.

Auch der Rückgriff auf soziale Netzwerke wirkt sich auf den Zugang zu Angeboten aus. Im folgenden Interviewausschnitt wird K3 von der Großmutter des Kindes betreut, während die Mutter ein Unterstützungsangebot nutzt:

Interview 36

„Dann bleibt der [K3] bei meiner Mutter. Mal geht's, mal nicht. Ich bin also auch nicht jeden Mittwoch [da]. Letzten Mittwoch war der [K3] krank und dann, ja, aber ansonsten kann ich die auch anrufen. Und wie gesagt, die machen auch Hausbesuche. Da hab ich keine Angst, so wie das für mich passt.“

Unter sozialen Netzwerken als Ressource verstehen wir die Unterstützung von Verwandten, Freunden und sonstigen Kontakten, die beispielsweise durch die Nutzung von Angeboten entstehen. Teilweise werden Angebote gezielt zur Schaffung von Netzwerken aufgesucht (vgl. Nagy 2015):

Die soziale Erreichbarkeit und damit die soziale Selektivität eines Angebots hängen unmittelbar von den Ressourcen der Familie ab. Ein Angebot, das mit zu hohen Kosten oder einem zu hohen Aufwand verbunden ist, wird nicht genutzt. Allerdings stellt umgekehrt die Verfügungsmöglichkeit über Ressourcen zwar eine notwendige Bedingung für die Inanspruchnahme von Angeboten dar, aber noch keine hinreichende. Neben diesen harten Faktoren können weiche Faktoren ausgemacht werden, die im folgenden Kapitel erläutert werden.

4.2.2 Weiche Faktoren: Haltungen und Meinungen

Jedem Angebot wohnt eine soziale Reichweite inne. Damit ist gemeint, dass Angebote, ob gewollt oder nicht, unterschiedliche soziale Gruppen ansprechen und dadurch eine soziale Selektivität der Nutzung bewirken. Unter weichen Faktoren verstehen wir Haltungen und Ansichten, die dazu führen, dass Eltern über ein Angebot zum Beispiel sagen: „Das ist nichts für mein Kind!“

Doch bevor es zu einer Ausbildung von Haltungen und Meinungen kommt, muss eine weitere ganz grundsätzliche Bedingung erfüllt sein: Die Eltern müssen die Möglichkeit eines Angebots überhaupt erst in Erwägung ziehen. Zur Verdeutlichung dient die folgende Interviewsequenz. Es geht um die Wochenbettbetreuung durch eine Hebamme.

Interview 4

„Ich weiß es nicht. Ich wusste gar nicht, ich hab die einfach so bekommen. Das sind so Sachen [...] Ich bin mit 14 von zu Hause abgehauen und ich hab viele Jahre unterwegs gelebt. Ich weiß über solche Sachen gar nichts. Das mein ich, wie willst du Hilfe holen, wenn du keine Ahnung hast? Deswegen wusste ich gar nicht, beim dritten Mal hab ich die so bekommen und ich habe die Hilfe genommen, warum nicht? Hilfe ist doch schön. Deswegen früher wusste ich das nicht. Und wenn du nicht weißt, dass jemand hilft, wen willst du da fragen?“

Interviewpartnerin 4 ist als Asylsuchende nach Deutschland gekommen. Sie selbst führt mangelndes Wissen als Grund für eine Nichtinanspruchnahme an. In diesem Zusammenhang kann man zwischen einem allgemeinen und subjektiven Wissensvorrat unterscheiden. Der allgemeine Wissensvorrat erreicht alle Mitglieder einer Gesellschaft und wird während der Sozialisation erworben. Der subjektive Wissensvorrat macht die Differenziertheit einer Gesellschaft aus: So wissen alle Mitglieder einer modernen Gesellschaft, dass man sich mit Zahnschmerzen an den Zahnarzt wendet und nicht an den Klempner. Zahnärzte und Klempner verfügen jeweils über einen spezifischen subjektiven Wissensvorrat im Sinne von Fähigkeiten und Fertigkeiten. Fremdheit ist vor allem dadurch bestimmt, dass der allgemeine Wissensvorrat nicht im Rahmen der Sozialisation erworben wurde. In diesem Falle fehlt das Wissen über

die Möglichkeit einer (kostenlosen) Inanspruchnahme einer Hebamme während des Wochenbetts. Damit ist gemeint, dass es die Akteure erst gar nicht in Erwägung ziehen, dass ihnen ein bestimmtes Angebot offensteht.

Die Unterscheidung zwischen allgemeinem und subjektivem Wissensvorrat ist am konkreten Gegenstand nicht immer einfach. Dennoch gibt es in den Interviewdaten Hinweise darauf, dass bestimmte Präventionsangebote insbesondere bei Personen mit Migrationsgeschichte aufgrund fehlenden Wissens über die Möglichkeit eines Angebots nicht ankommen. Dies würde auch den Einfluss von Migration in Bezug auf die soziale Selektivität der Inanspruchnahme zumindest in Teilen erklären.

Das prinzipielle Wissen über die Möglichkeit eines Angebots stellt eine Grundvoraussetzung dar, den Entschluss zu fassen, sich auf die Suche nach konkreten Informationen zu einem Angebot zu begeben. Auf den Aspekt der Informationsstrategien geht Nagy (2015) im zweiten Werkstattbericht dieses Moduls vertiefend ein.

Stellt das Wissen eine Grundvoraussetzung für die Inanspruchnahme dar, geht es im Folgenden um Haltungen und Meinungen. Hierbei zeigt sich, dass Angebote über ein bestimmtes Image verfügen. Insbesondere Behörden, die für Transferleistungen des SGB II (Grundsicherung für Arbeitssuchende – auch „Hartz IV“ genannt) zuständig sind, werden in ihrem Umgang mit den Hilfebedürftigen von diesen als entwürdigend erlebt. Die aus der Perspektive der Hilfesuchenden als repressiv zu beschreibende Praxis soll offensichtlich die Hilfesysteme vor Missbrauch schützen, führt jedoch dazu, dass die Hürden zur Inanspruchnahme von Transferleistungen steigen. Damit wird auch bewirkt, dass ökonomische Ressourcen, also eine wichtige Voraussetzung für gesellschaftliche Teilhabe, bei den Kindern nicht ankommen.

Interview 32

Befragte: „Und dann bin ich ja wieder rausgefallen. Wir würden eigentlich noch Unterstützung bekommen von der Arge, aber wir wollen das nicht.“

Interviewer: „Warum nicht?“

Befragte: „Also, erstmal ist es so, dass ich da nicht mehr hin will. Ja, man wird immer blöd angeguckt. Man ist asi. Und davon abgesehen. Die Briefe, die hier angekommen sind, die waren immer heftig und immer mit einer Androhung. Wenn

ich nicht zu dem Termin erscheine, DANN. Ich kenne das nicht. Ich habe immer gearbeitet bis ich mein Kind bekommen habe. Hab im Büro gearbeitet, also ich mag so einen Ton überhaupt nicht.“

Interviewer: „Wenn sie jetzt sagen, ihnen stünden noch, weiß ich nicht finanzielle Hilfen oder Unterstützung zu, wieso nehmen sie die nicht in Anspruch?“

Befragte: „Weil ich das nicht mehr will, dass die Arge einen derartigen Einfluss auf unser Leben hat. Also, wir müssen jeden Monat da die Hosen runter lassen, mein Mann muss seine Lohnabrechnung jeden Monat vorlegen. Ich muss mich, ich MUSS mich um einen Arbeitsplatz bemühen. Ich habe nicht den Luxus, dass ich mir aussuchen kann, willst du da arbeiten oder willst du da nicht arbeiten.“

Im Falle von Interview 32 kommt die Familie auch ohne finanzielle Unterstützung über die Runden, wenn das Geld auch stets knapp ist. Kleidung wird gebraucht gekauft. Auch die Tochter, die ein angesehenes Gymnasium besucht, legt keinen Wert auf Mode und Statussymbole: „Ob da Nike oder Aldi drinsteht, ist ihr wurscht“ (Interview 32). Insbesondere an Ausgaben für Freizeitaktivitäten spart die Familie. Die Mutter hat aufgrund fehlender Bildungstitel kaum Chancen auf dem Arbeitsmarkt und keine Wahlmöglichkeit, eine Stelle zu finden, die ihren Neigungen entspricht. An anderer Stelle wird deutlich, dass die Interviewpartnerin 32 Maßnahmen der Arbeitsagentur (Ein-Euro-Jobs) als extrem schikanös erlebt. Letztlich führt diese Erfahrung zu einem Verzicht auf Inanspruchnahme.

Auch gegenüber dem Jugendamt gibt es Vorbehalte, die darauf zurückgeführt werden können, dass das Jugendamt als Behörde auch entgegen dem Willen der Familien, zum Beispiel im Falle von Kindeswohlgefährdung, eingreift. Insbesondere in Bezug auf die Familienbesuche der Jugendämter kommt dieses Image oft zum Ausdruck, wenn ansonsten keine Erfahrungen mit dem Jugendamt vorliegen.

Im Folgenden beschreibt Interviewpartnerin 22, wie Vorbehalte gegenüber dem Jugendamt durch die positiven Erfahrungen anderer abgebaut wurden. Dennoch wird deutlich, dass man das Jugendamt als Behörde lieber nicht im Hause wissen möchte.

Interview 22

„Nee. Also, damals war das irgendwie hätte man also wäre das bei mir so gewesen, um Gottes willen, ich bin eine schlechte Mutter, wenn ich mich an jemanden wenden muss, um um Hilfe zu fragen. Das hat sich mittlerweile so ein bisschen revidiert. Nicht weil wir das schon mal in Anspruch genommen haben, sondern weil ich einfach auch ja, durch Kontakte mit anderen Mamas, die halt sowas in Anspruch nehmen, weil es irgendwelche Dinge mit dem Kind gibt, wo die sich Hilfe geholt haben, dass ich das anders sehe, aber ich weiß, beim [K1] war das so, um Gottes Willen, ich muss jemanden fragen. Das ist da hat man schon fast das Jugendamt quasi auf der Matte stehen. Da hätte ich das nicht gemacht.“

Daneben wird in der Interviewpassage noch das Selbstbild der Mutter angesprochen. In der Vergangenheit wäre die Inanspruchnahme von Hilfsangeboten dem Eingeständnis gleichgekommen, eine schlechte Mutter zu sein. Das Familiensystem im Falle eines Problems nach außen zu öffnen, stellt unter diesen Bedingungen einen schwierigen Schritt dar.

Zudem lassen sich am Interviewmaterial Effekte beobachten, die auf das Bedürfnis nach sozialer Abgrenzung zurückzuführen sind. Soziale Abgrenzung findet in der Regel zu Gruppen statt, die im sozialen Status tatsächlich oder vermeintlich niedriger stehen. So wie Personen sozial bewertet und eingeordnet werden, werden auch Institutionen sozial bewertet und mit einem sozialen Image versehen. Wenn über eine Schule oder einen Kindergarten gesagt wird, dass es dort einen hohen Ausländeranteil gebe, kann dies Ausweichbewegungen begründen. Der folgende Ausschnitt aus Interview 14 verdeutlicht das. Die Interviewte erläutert, weshalb sie einen weiteren Weg in Kauf genommen hat, um das Kind zu einem Kindergarten in kirchlicher Trägerschaft zu bringen, statt die städtische Einrichtung in der Nähe zu nutzen.

Interview 14

„Ja, ist halt auch wieder Mundpropaganda. Man hat halt viel gehört; ne? Und ähm, ja, ich sag mal, es sollte sich wohl jetzt im Laufe der Jahre auch verbessert haben, da in dem Kindergarten; ne? Aber damals hörte man dann öfter, die Türen standen noch offen und dass die Kinder auch schon mal nach draußen gelaufen sind; ne? Ja, ja gut, dass da auch zu neunzig Prozent Kinder mit Migrationshintergrund waren und; ne?“

Der Ursprung der Haltung der Interviewpartnerin liegt im Gerücht, in der „Mundpropaganda“. Zwei Gründe werden angeführt: Der erste Grund betrifft die Sicherheit des Kindes. Unabhängig vom tatsächlichen Wahrheitsgehalt dieser Passage liegt hier ein im Allgemeinen sozial akzeptierter Grund vor, eine Einrichtung zu meiden. Kinder sollten im Kindergarten sicher aufgehoben sein. Der Verweis auf einen hohen Ausländeranteil ist hingegen weniger sozial akzeptiert, weshalb er nachgeschoben wird.

Ein Angebot aufgrund eines vermeintlich hohen Ausländeranteils nicht zu nutzen, fördert in den Einrichtungen die Konzentration ethnischer Gruppen und reproduziert so den Grund, der zur Vermeidung führte. Verschärft wird die Situation durch kirchliche Einrichtungen, die in Konkurrenz zu den öffentlichen Einrichtungen stehen und Kinder nicht christlichen Glaubens ablehnen. Dazu sind kirchliche Einrichtungen in der Lage, obwohl diese Einrichtungen aufgrund des Subsidiaritätsprinzips zu einem großen Teil öffentlich finanziert werden.

Interview 21

„Also ich denke, unter den deutschen Eltern, bin ich ja ehrlich, ich hätte sie ja auch lieber in eine kirchliche Einrichtung gebracht, aufgrund ja, da ist es halt besser gemixt; ne? Da sind halt nicht so viel ausländische Kinder, weil das ist schon, denke ich, schwierig in den – Also, einfach die Öffnungszeiten sind in der städtischen besser, aber da ist natürlich der Ausländeranteil enorm hoch, und da die Gruppen gut zu mischen ist halt schwierig. Also, wenn ich halt zu uns in die Gruppe gucke in O4. Wir haben vier deutsche Kinder in der Gruppe.“

Insbesondere in den Kindergärten und Schulen potenzieren sich so die Folgen der Armutsegregation in den Quartieren. Man könnte auch von einer sozialen Segregation der Institutionen sprechen. Diese Segregation ist vor allem eine nicht intendierte Folge intendierter Handlungen. Auch diejenigen, die die Schulwahl nicht an ethnischen Kriterien ausrichten, sondern etwa am pädagogischen Konzept einer Schule, zum Beispiel weil man eine Waldorfschule in der Nachbarstadt bevorzugt, können an ihr mitwirken.

Bei Angeboten, die vor allem von der Interaktion der Teilnehmer leben, wie zum Beispiel Elterncafés, Krabbelgruppen usw., kann es ebenfalls zu Ausschlüssen kommen. Auch diese müssen keineswegs willentlich herbeigeführt werden:

Interview 36

„Ja, es ist eigentlich so, dass man immer mit denen zusammensteht, die wo auch wo man auch vom Kindergarten her kennt; ne? Aber ich glaube, das ist überall das Gleiche. Gut man geht rein und wenn man dann jemanden sieht, sagt man hallo und so; ne? Aber sonst so großartig nicht. Es sind eigentlich immer die Gleichen, wo so zusammenstehen; ne? Ich mein, wenn man dann sieht, ein Kind kommt nicht zurecht oder so, geht man hin und hilft; ne? [...] Aber es ist jetzt nicht so, dass man da dann zusammensteht und sich so noch ein bisschen unterhält oder so. Das nicht. Sind immer die Gleichen, mit denen man sich so unterhält und so. Weil es sich dann ja auch wieder mit dem Kindergarten und so; ne? Was da los ist und alles. Aber ich glaube, das ist immer so. Überall das Gleiche; denke ich. Ja, ich denke manchmal auch, man könnte ja, aber irgendwie funktioniert das nicht. <<lacht>>“

Insgesamt scheint Interviewpartnerin 36 eine Person zu sein, die auf Gruppenintegrationen großen Wert legt. Zumindest beschreibt sie in klaren Worten Prozesse, die typisch für Gruppen sind. Es wird beschrieben, dass bereits gefundene Gemeinsamkeiten (Kindergarten) die Interaktion innerhalb der Gruppe erleichtern und deshalb der Interaktion mit Personen außerhalb der Gruppe vorgezogen werden. Solche Prozesse können dazu führen, dass Personen den Weg nicht in eine Gruppe finden, wie vermutlich im folgenden Ausschnitt:

Interview 45

„Ich war erst montags da und montags kam ich mit den Frauen nicht klar, weil das schon so ein eingeschworenes Team war. Und so habe mich dann halt auch nicht getraut donnerstags dahin zu gehen.“

Die Montagsgruppe wurde als geschlossen erlebt und folglich hat die Interviewpartnerin keinen Zugang zur Gruppe gefunden. Die Erfahrung wird auf die zweite Gruppe, die sich donnerstags trifft, übertragen, was dazu führte, dass die Interviewpartnerin diese Gruppe zunächst erst gar nicht aufsuchte.

Insgesamt kann man sagen, dass weiche Faktoren wie Haltungen und Meinungen die soziale Erreichbarkeit auf vielfache Weise beeinflussen. Zu vermuten ist, dass El-

tern unter den Bedingungen ungleich verteilter Lebenschancen diejenigen Einrichtungen für ihre Kinder auswählen, von denen sie sich die meisten Chancen für die Zukunft versprechen. So verschärft sich die Situation für Einrichtungen, die tatsächlich oder vermeintlich weniger Lebenschancen erwarten lassen als andere Einrichtungen.

4.3 Sinnannahmen

Unter Sinnannahmen sind mehr oder weniger formulierte Hypothesen der Eltern über den erwarteten Sinn der Inanspruchnahme zu verstehen. Die folgende Sequenz verdeutlicht dies:

Interview 37

„So stellt man sich das irgendwie vor. Ruft das Jugendamt an, alles wird gut.“

Auch wenn sich in der Rückschau die Sinnannahme der Interviewpartnerin als „naiv“ herausgestellt hat und dies der Formulierung „alles wird gut“ anzumerken ist, beschreibt diese Stelle einen wichtigen Aspekt auf dem Weg zur Inanspruchnahme: Die Nutzung eines Angebots muss sich in der Vorstellung der Nutzer im Vorhinein als sinnvoll erweisen. Je sinnvoller ein Angebot erachtet wird, umso wahrscheinlicher wird eine Inanspruchnahme. Wird ein solcher Sinn nicht gesehen, gerät die Nutzung eines Angebots zur Verschwendung der Ressourcen Zeit und Geld.

Interview 2

„Aber das ist nicht so meins, also das zu besuchen <<lacht>>. Das ist dann häufig so, dass ich denke, dass mir die Zeit dafür zu schade ist. Wenn das Angebot nicht so ist, wie ich das gerade haben will oder wie ich es brauche, dann mach ich es lieber selber.“

Nicht immer muss das Handeln so eindeutig zweckrational geleitet sein wie im Falle des Interviews 37. Wenn jedoch von einer Inanspruchnahme die Lösung eines Problems erwartet wird, dann ist eine solche Mittel-Zweck-Relation gegeben. Tabelle 2 zeigt einige Beispiele aus dem Interviewmaterial:

Tabelle 2: Zweck-Mittel-Relation bei Inanspruchnahme

Angebot	formulierter Zweck
Erziehungsberatung	Lösung von Erziehungsproblemen
Arzt	Heilung von Krankheiten
Hebamme	Unterstützung in der Schwangerschaft
Vereine	Förderung von Bewegung bzw. des sozialen Miteinanders
Kinderbetreuung	Schaffung eines Zeitfensters für Erwerbsarbeit
Quelle: eigene Darstellung.	
© Bertelsmann Stiftung und ZEFIR 2016, mit finanzieller Unterstützung des Landes NRW und des Europäischen Sozialfonds.	

Neben den von den Interviewpartnerinnen formulierten Zwecken lassen sich stets noch unformulierte Zwecke ausfindig machen. Beispielsweise spielt der Sohn aus Interview 28 im Verein Fußball. Als Grund wird nicht die Förderung von Bewegung oder des sozialen Miteinanders angeführt, sondern der Spaß am Spiel. Daneben wurde die Mitgliedschaft im Fußballverein von der Eltern-Generation auf die Kind-Generation vererbt: Aufgrund des jahrelangen hohen Engagements des Vaters im Verein ist es für die Familie selbstverständlich, dass der Sohn diese Tradition zunächst übernimmt. Das bleibt aber ebenfalls unformuliert. Jedoch wird auch aus anderen Kontexten deutlich, dass der Vater in Traditionen einen Wert an sich erkennt.

Erst mit der Sinnannahme schließt sich der Kreis der Wechselwirkung zwischen den drei Komponenten des Modells. Eine eher geschlossene Situationswahrnehmung steht einer positiven Sinnannahme im Wege. Umgekehrt öffnen optimistische Sinnannahmen Situationen und machen sie dadurch veränderbar. Auch auf die soziale Erreichbarkeit hat die Sinnannahme einen Einfluss. In Bezug auf die Kosten (Geld, Zeit usw.) kann zumindest gesagt werden, dass sie weniger relevant werden, wenn ein Angebot mit einem positiven Sinn verbunden wird. So nimmt beispielsweise Interviewpartnerin 31 trotz knapper zeitlicher und finanzieller Ressourcen den weiten Weg in die Nachbarstadt auf sich, weil sie dort für ihren Jungen ein Therapieangebot gefunden hat, das die Hoffnung auf eine Verbesserung der Situation verspricht.

Umgekehrt kann sich jedoch auch die soziale Erreichbarkeit auf die Sinnannahme auswirken. Im folgenden Beispiel sehe die Mutter ihr als introvertiert und mutterfiziert beschriebenes Kind gerne in einer Jugendgruppe, in der es sich sozial entwickeln kann. Die Tochter würde stattdessen lieber reiten.

Interview 10

„Reiten das kann ich nicht bezahlen. Das ist eine Sache. Ja, und es ist ja auch nicht das Richtige. Sie braucht ja was für im Team und nicht für sich alleine auf dem Pferd und fertig.“

Zwei Gründe werden angeführt, weshalb die Tochter nicht zum Reiten geht: Einerseits scheint der Reitsport aus finanziellen Gründen nicht in Betracht zu kommen. Andererseits wird jedoch das Reiten als Individualsportart („für sich alleine auf dem Pferd“) nicht als eine angemessene Maßnahme auf das als problematisch beschriebene Sozialverhalten der Tochter gesehen. Aber welcher Grund ist jetzt ursächlich? Wird hier lediglich aus der Notwendigkeit eine Tugend gemacht und subjektiv als sinnlos entwertet, was objektiv aufgrund fehlender Ressourcen doch nicht erschwinglich wäre? Tatsächlich begegnet man dem Phänomen im Material recht oft: Die persönlichen Haltungen scheinen eher den objektiven Ressourcen zu folgen als umgekehrt.

Positive Sinnannahmen können zudem bewirken, dass ein Beratungs- und Unterstützungsangebot zu einem früheren Zeitpunkt genutzt wird. Günstig wirken hierbei positive Erfahrungen mit einem Angebot in der Vergangenheit. Akkumulierte positive Erfahrung zieht weiteres Engagement nach sich und erhöht damit die Wahrscheinlichkeit einer Inanspruchnahme. Im folgenden Interviewausschnitt begründet eine Interviewpartnerin die Nutzung eines Angebots nicht aufgrund eines großen Problemdrucks, sondern mit einer vergangenen positiven Erfahrung:

Interview 17

Ja, weil da hatte ich mich erst an [die Beratungseinrichtung] gewandt. Da ist ja Erziehungsberatung. Weil da war ich damals für meinen Sohn schon mal, daher kannte ich das als Anlaufstelle.

Doch nicht nur eigene Erfahrungen wirken auf die Sinnannahme. Auch die Erfahrungen anderer Personen, denen man ein gewisses Vertrauen schenkt, wirken recht ähnlich, wie der Ausschnitt aus Interview 22 zeigt. Hier ist es eine Freundin gewesen, deren positive Erfahrungen mit dem Jugendamt die Haltung der Interviewpartnerin hat revidieren lassen.

4.4 Wechselwirkungen

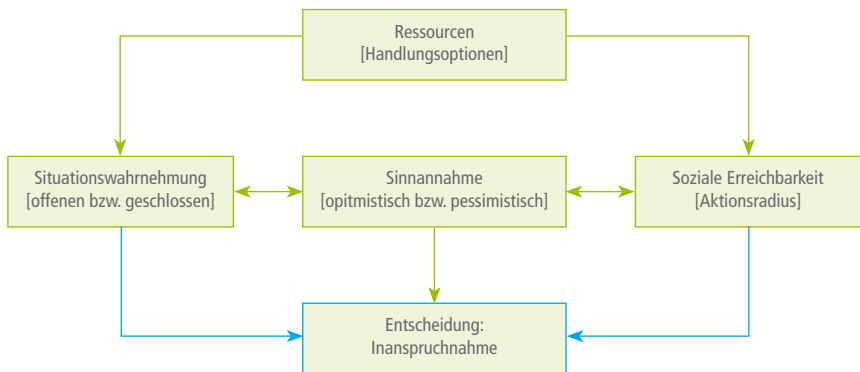
Die einzelnen Komponenten, die in den Kapiteln 4.1 bis 4.3 vorgestellt wurden, finden sich in Abbildung 3 wieder. Sie stellt im Wesentlichen eine Zusammenfassung des bisher Ausgeführten dar. Darüber hinaus geht es in diesem Kapitel um die Wechselwirkungen der einzelnen Komponenten. Die jeweils wichtigsten handlungsrelevanten Dimensionen der Komponenten sind in eckigen Klammern eingefügt.

Die Basis des Modells bilden Ressourcen. Ressourcen limitieren zwar Handlungsoptionen, ihr Vorhandensein hat aber nicht notwendigerweise gewisse Handlungen zur Folge. Unterbleiben Handlungen, obwohl die Ressourcen sie gestatten würden, liegen sie brach. Deshalb ist es notwendig, die Entscheidung zur Inanspruchnahme auf der Handlungsebene zu erklären. Der Einfluss von Ressourcen fließt im Folgenden in die Erläuterung der einzelnen Komponenten ein.

Die Situationswahrnehmung beinhaltet sowohl Wahrnehmungs- als auch Bewertungsmuster des Familiensystems bezüglich ihrer eigenen Situation. Von diesen Mustern hängt ab, ob eine Situation eher offen oder geschlossen erlebt wird. Hiermit ist die Einschätzung des Grades der möglichen Einflussnahme der involvierten Akteure auf ihre eigene Situation gemeint. Insbesondere im Bereich der Belastungen kann zwischen üblichen und problematischen Belastungen unterschieden werden. Bleibt das Ausmaß einer Belastung innerhalb gewisser normativer Grenzen, wird die Situation eher geschlossen interpretiert, was eine Inanspruchnahme eher verhindert. Problematische Belastungen überschreiten diesen Rahmen des Üblichen und Normalen. Dadurch findet auf der Ebene der Wahrnehmung eine Öffnung der Situation statt, weil potenziell eine Lösung absehbar ist. In der Öffnung von Situationen gründet auch der Zusammenhang mit den Ressourcen einer Familie und damit mit der sozia-

len Selektivität der Inanspruchnahme: Ressourcen schaffen Handlungsoptionen und führen in der Tendenz zur Öffnung von Situationen. Umgekehrt kann Ressourcenmangel zu Gestaltungspessimismus und einem Milieu des Schweigens führen, da belastende Situationen subjektiv dadurch „gelöst“ werden, dass sie nicht thematisiert bzw. die Bewertungsschemata an die Situation angepasst werden.

Abbildung 3: Inanspruchnahme-Entscheidungsmodell



Quelle: eigene Darstellung.

© Bertelsmann Stiftung und ZEFIR 2016, mit finanzieller Unterstützung des Landes NRW und des Europäischen Sozialfonds.

Mit sozialer Erreichbarkeit ist der Aktionsradius aus der Sicht der Familien gemeint. Man denke zunächst an harte Faktoren, wie zum Beispiel finanzielle Ressourcen, die für den Unterhalt eines Autos erforderlich sind. Auch hier schränken Ressourcen Handlungsoptionen ein bzw. schaffen diese. So bewirken familiäre Ressourcen auf dieser Ebene der Erreichbarkeit eine soziale Selektivität der Inanspruchnahme. Daneben finden sich im Interviewmaterial noch weiche Faktoren. Darunter sind vorwiegend Haltungen und Meinungen zu verstehen. An dieser Stelle soll vor allem das soziale Image der Angebote hervorgehoben werden. Es führt u. a. zu einer Verschärfung der Armutssegregation der Quartiere in den Einrichtungen vor Ort (z. B. Kindergärten und Schulen), weil es zu Ausweichbewegungen derjenigen Familien kommt, die hierfür Ressourcen aufbringen können.

Die Sinnannahme stellt eine Hypothese über den Sinn einer Inanspruchnahme dar. Sie bildet das Bindeglied zwischen der Situationswahrnehmung und der sozialen Erreichbarkeit. Voraussetzung für eine Inanspruchnahme ist, dass eine Situation prinzipiell als veränderbar angesehen wird. Eine pessimistische Haltung konterkariert jegliche positive Sinnannahme. Insbesondere vergangene positive Erfahrungen mit Angeboten führen dazu, dass diese zu einem früheren Zeitpunkt genutzt werden. Zudem wirkt sich eine optimistische Einschätzung des Sinns eines Angebots positiv auf die soziale Erreichbarkeit aus, da Ressourcen in diesen Fällen in den Hintergrund rücken, weil Eltern dann beispielsweise eher bereit sind, weitere Wege auf sich zu nehmen oder andere Kosten zu tragen.

Auch wenn die Faktoren Situationswahrnehmung, soziale Erreichbarkeit und Sinnannahmen jeweils für sich wirksam werden können, lässt sich die Entscheidung zur Inanspruchnahme eher als Ergebnis eines Abwägungsprozesses begreifen denn als das Ergebnis einer bestimmten Abfolge von Stufen, so wie es zum Beispiel das Stufenmodell von Warschburger (2009) darlegt (Kapitel 2).

Insbesondere die Wechselwirkungen zwischen den Faktoren können in Stufenmodellen nicht abgebildet werden. Sicher hat jeder konkrete Inanspruchnahmeprozess eine gewisse Chronologie. Die Abfolge der Schritte, die die Inanspruchnahme einleiten, muss jedoch nicht zwangsläufig der in den Stufenmodellen dargestellten Abfolge entsprechen. Wenn die Gleichzeitigkeit der Komponenten betont wird, so liegt das auch daran, dass jede Komponente einen Ansatzpunkt bietet, um die ungleiche Erreichbarkeit von Familien zu reduzieren.

5 Schlussfolgerungen

Ein zentraler Bestandteil qualitativer Forschung ist, die vielfältigen Erzählungen aus offenen Interviews in eine plausible Form zu gießen. So entsteht auf der Basis der Einzelfälle eine wissenschaftliche Theorie bzw. Erklärung für einen untersuchten Sachverhalt. Im vorliegenden Falle ging es um die Frage, welche Komponenten bei der Entscheidung zur Angebotsinanspruchnahme eine Rolle spielen.

Das Ergebnis der vorliegenden Analyse lässt sich in wenigen Sätzen zusammenfassen: Das Angebot muss der Situationswahrnehmung der Eltern entsprechen und sie müssen die Inanspruchnahme für sinnvoll halten. Darüber hinaus muss das Angebot für die Familie erreichbar sein. Bei Beratungs- und Unterstützungsangeboten kommt es insbesondere darauf an, ob die Eltern eine Veränderung der Lage erwarten können. Voraussetzung hierfür ist, dass eine vorgefundene Situation zu einem gewissen Grade offen und beeinflussbar erlebt wird.

Da Ressourcen (z. B. Geld, soziale Netzwerke) Handlungsoptionen schaffen, tragen sie dazu bei, dass sich Situationen in der Wahrnehmung der Eltern öffnen. Mit den Ressourcen steigt zudem die Mobilität und damit die Erreichbarkeit der Familie für präventive Angebote. Die einzelnen Komponenten können sich wechselseitig beeinflussen. Zum Beispiel können positive Sinnannahmen dazu führen, dass Familien weite Wege in Kauf nehmen oder ein Angebot zu einem früheren Zeitpunkt in Anspruch nehmen.

In der Literatur wird die *Situationswahrnehmung* als Krux der Prävention gesehen (vgl. Kapitel 2). Es scheint so, als ob sich mit den Wahrnehmungsschemata von Unterstützungsbedarfen auch das Verhalten derer ändert, die man mit präventiven Maßnahmen erreichen will. Insbesondere bei jüngeren Kindern ist Prävention nicht ohne die Eltern möglich. Folglich stellen auch deren Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata einen wichtigen Ansatzpunkt präventiver Maßnahmen dar. Zum Beispiel wenn in Elternseminaren Grundlagen zum Thema „gesunde Ernährung“ vermittelt werden sollen. Bekannt ist aber auch das Präventionsdilemma: Mit solchen Angeboten erreicht man besonders gut Personengruppen, die bereits engagiert im Thema sind.

Mit dem Versuch der Beeinflussung der *Situationswahrnehmung* ist es oft allein nicht getan, wenn ihre Ursache unangetastet bleibt: In Kapitel 4.1 wird die Anpassung der Bewertungsmuster an eine belastende Situation als eine Form ihrer Bewältigung geschildert: Auch wenn die Situation als unveränderbar angesehen wird, kann immer noch die Haltung zu ihr geändert werden, um eine Entlastung herbeizuführen. In den Interviews wird diese Gewöhnung an Belastungen als eine Form ihrer Bewältigung beschrieben. Eine noch effektivere Strategie der Bewältigung besteht in der Nichtthematisierung offensichtlicher Normverstöße, wie beispielsweise das Nichtthematisieren des verwaorsten Wohnumfelds. Eine Änderung der Situationswahrnehmung ist nur schwerlich ohne eine Änderung der Verhältnisse zu haben, die diese Bewertungsmuster hervorbrachten.

Um Situationen zu öffnen und gestaltbar zu machen, bedarf es also Ressourcen und sinnvoller Perspektiven auf eine Veränderung der eigenen Lage bzw. der Lage der Kinder. Ressourcen öffnen Situationen und schaffen Handlungsspielräume. Umgekehrt führt Ressourcenmangel in der Tendenz zur Schließung von Situationen und damit zu der beschriebenen Strategie ihrer Bewältigung durch Normanpassung. So resultiert aus dem Ressourcenmangel ein Teufelskreis: Ressourcenmangel führt zu Ressourcenmangel. Die Benachteiligung von Kindern ist zum Großteil deckungsgleich mit Ressourcenmangel in den Familien. Der Abbau von Benachteiligung wäre also gleichbedeutend mit einer Stärkung der familialen Ressourcen.

Die Ressourcenausstattung einer Familie wirkt noch in einem anderen Zusammenhang in die Inanspruchnahmeentscheidung hinein. Der Begriff der *sozialen Erreichbarkeit* (Kapitel 4.2) beinhaltet, dass bestimmte Angebote nicht alle sozialen Gruppen gleichermaßen erreichen. Hierfür sind zwei Ursachen zu nennen: zum einen Ressourcenmangel als Zugangsbarriere, zum anderen eher weiche Faktoren, wie Haltungen und Meinungen. Dabei spielt das Image der Institutionen und Angebote eine entscheidende Rolle. Ein Negativimage begünstigt ein Ausweichverhalten derer, die dazu die erforderlichen Ressourcen aufbringen können. Dieser Trend kann gebremst werden, wenn der Besuch einer bestimmten Einrichtung (z. B. einer Grundschule) nicht mit einer Verringerung von Lebenschancen gleichgesetzt wird, sondern im Gegenteil Lebenschancen eröffnet.

Die Entscheidung für oder gegen eine Inanspruchnahme präventiver Angebote wäre ohne die Berücksichtigung von *Sinnannahmen* der Eltern (vgl. Kapitel 4.3) nur unvollständig erklärt. Insbesondere bei Familien mit knappen Ressourcen spielen Annahmen über die Sinnhaftigkeit einer Angebotsnutzung eine entscheidende Rolle, da sie eher darauf angewiesen sind, mit ihren wenigen Ressourcen zu haushalten. Unter diesen Bedingungen wird der Aufwand, der mit einer Inanspruchnahme verbunden ist, eher als eine Investition begriffen, deren Ertrag sich auszahlen muss. Positive Sinnannahmen können dazu beitragen, dass Situationen sich öffnen, sich somit Gestaltungspessimismus reduziert und der Einsatz von Ressourcen eher getätigt wird. Dies gilt umso mehr für Beratungs- und Unterstützungsangebote für Familien, die in der Hoffnung auf eine Lösung von Problemlagen aufgesucht werden. Eine von den Eltern wahrgenommene Öffnung der Situation ist hierfür eine relevante Voraussetzung.

Sinnannahmen werden unter Eltern weitergereicht. Sie unterhalten sich mit anderen Eltern über ihre Erfahrungen mit Angeboten und Einrichtungen (vgl. Nagy 2015). Positive Erfahrungen können dazu führen, dass der Entschluss, ein Angebot in Anspruch zu nehmen, zu einem früheren Zeitpunkt gefasst bzw. die soziale Erreichbarkeit erhöht wird. Eine wichtige Aufgabe des Förder- und Unterstützungssystems ist es also, Erfolge zu kommunizieren und für die Eltern erfahrbar zu machen, damit diese weitergegeben werden können.

Der Autor

Dr. Jörg Kohlscheen ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für interdisziplinäre Regionalforschung (ZEFIR) an der Ruhr-Universität Bochum und forscht im Modul „Elterninterviews“ im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitforschung des Modellvorhabens „Kein Kind zurücklassen! Kommunen in NRW beugen vor“ (KeKiz).

Literatur

- Bauer, Ullrich, und Uwe H. Bittlingmayer (2005). „Wer profitiert von Elternbildung?“ *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* (25) 3. 263–280.
- Bröckling, Ulrich (2008). „Vorbeugen ist besser ... Zur Soziologie der Prävention“. *Behemoth. A Journal on Civilisation* 1. 38–48.
- Engelbert, Angelika (2014). „Zeitsouveränität: Ressource für Familien und Kommunen.“ *Lebenschancen vor Ort. Familie und Familienpolitik im Kontext*. Hrsg. Banu Citlak, Angelika Engelbert, David H. Gehne, Ralf Himmelmann, Annett Schultz und Holger Wunderlich: Opladen. 261–276.
- Franzke, Annette, und Annett Schultz (2015): *Frühkindliche Prävention. Bedingungen und Formen der Inanspruchnahme von Familien mit dreijährigen Kindern*. Gütersloh.
- Groos, Thomas, und Nora Jehles (2015). *Der Einfluss von Armut auf die Entwicklung von Kindern. Ergebnisse der Schuleingangsuntersuchung*. Gütersloh.
- Helffferich, Cornelia (2011). *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. 4. Auflage. Wiesbaden.
- Kruse, Jan (2014). *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz*. Weinheim.
- Muckel, Petra (2011). Die Entwicklung von Kategorien mit der Methode der Grounded Theory. *Grounded Theory Reader*. 2. aktualisierte und erweiterte Auflage. Hrsg. Günter Mey und Katja Mruck Wiesbaden. 333–352.
- Nagy, Theresa (2015). „Aber es war sehr, sehr hilfreich.“ *Die Sicht der Eltern auf Informationsquellen und auf Wirkungen präventiv ausgerichteter Angebote*. Gütersloh.
- Strohmeier, Peter (2008). „Unterstadt – für wen ist Segregation gefährlich?“. *Soziologie sozialer Probleme und sozialer Kontrolle. Realitäten, Repräsentationen und Politik*. Hrsg. Axel Groenemeyer, Silvia Wieseler und Günter Albrecht: Wiesbaden. 488–501.
- Warschburger, Petra (Hrsg.) (2009). *Beratungspsychologie*. Heidelberg.

Anhang: Leitfaden

Kindbezogene Fragen

Erzählen Sie doch mal.

Was ist ... für ein Kind?

Wie hat sich ... entwickelt?

inhaltlicher Aspekt	Nachfragen	Aufrechterhaltungsfragen
Kindbeschreibung	Welche Interessen hat Ihr Kind sonst noch?	Was macht ... besonders gerne?
Entwicklung	Wie war das, als ... geboren ist?	Lief das für Sie problemlos? Und in der Zeit danach? Was hat sich geändert?
Probleme im Alltag	Was macht Ihnen im Alltag am meisten zu schaffen? Sind da irgendwelche Probleme aufgetreten? Haben Sie daran gedacht, sich Hilfe zu suchen? Warum (nicht)? Was hat Ihnen geholfen?	Auf wen können Sie sich da verlassen? An wen richten Sie sich? Was haben Sie da getan? Fällt Ihnen sonst noch was ein? Wie war das?

Erfahrungen mit Angeboten

In Ihrer Stadt/in Ihrem Kreis/Ihrer Gegend gibt es ja ganz verschiedene Angebote für Familien. Mich interessiert jetzt besonders, welche Erfahrung Sie mit den Angeboten in Ihrer Stadt/Ihrem Landkreis gemacht haben.

inhaltlicher Aspekt	Nachfragen	Aufrechterhaltungsfragen
Erfahrung mit KeKiz-Angeboten	Wie haben Sie davon erfahren? Können Sie mal mit eigenen Worten beschreiben, wie das bei Angebot XY abläuft? Passte das gut in Ihren Familienalltag?	Und was passierte dann? Worum ging es da konkret? Warum meinten Sie, dass das gut für Sie sein könnte? Wie war das?
Persönliche Angebotsbewertung	Was hat Ihnen an den Angeboten gut gefallen? Was weniger? Wie war die Situation konkret für Sie? Konnten Sie für sich etwas mitnehmen? Was hat sich geändert? Wie ist das heute, hat das noch irgendeine Nachwirkung für Sie oder Ihr Kind?	Wie haben Sie sich dort aufgehoben gefühlt? Wie war der Kontakt? Wie hat Ihr Kind/haben Ihre Kinder das Angebot gefunden? Welche Tipps und Ratschläge haben Sie dort erhalten?
Angebotsbewertung des Umfelds	Wie hat Ihr Umfeld darauf reagiert, dass Sie dieses Angebot in Anspruch genommen haben?	Was sagt die Familie/sagen Freunde/Bekannte dazu?
Hürden	Was steht/stand einer Nutzung von Angebot XY im Wege?	

Bruchstellen der Nutzung

Für welche Unterstützungsangebote haben Sie sich bereits interessiert, aber diese dann doch nicht genutzt? Was waren die Gründe dafür?

inhaltlicher Aspekt	Nachfragen	Aufrechterhaltungsfragen
Abbrüche	Zu welchen Beratungsstellen haben Sie mal Kontakt aufgenommen, aber haben das Angebot dann doch nicht richtig genutzt? Gab es auch Angebote, die Sie nach einer Zeit abgebrochen haben?	Was waren die Gründe dafür? Und was passierte dann?
Hürden	Was steht/stand einer Nutzung von Angebot XY im Wege?	
Angebotsbewertung des Umfelds	Was sagt die Familie/ sagen Freunde/ Bekannte dazu?	
Bedarfe	Was meinen Sie, welche Angebote fehlen in Ihrer Stadt/Kommune? Welche Angebote sollten weiter ausgebaut werden?	

Übergänge

Erzählen Sie doch mal, wie das war, als Ihr Kind in die Kita/Schule kam bzw. zur weiterführenden Schule wechselte?

inhaltlicher Aspekt	Nachfragen	Aufrechterhaltungsfragen
	Was hat sich dadurch verändert?	Hat sich noch etwas geändert?
Institution	Wie läuft es mit Ihrem Kind im Kindergarten/in der Schule? Ggf.: Welche Probleme sind aufgetreten? Was erwarten Sie von der Kita/Schule, wenn Ihr Kind Probleme hat?	Was meinte die Erzieherin/ Lehrerin dazu? Wie fanden Sie das?
Verhältnis zu Erzieherinnen/Lehrerinnen	Welche Erfahrungen haben Sie mit den Erzieherinnen und/oder Lehrerinnen gemacht?	
Angebote in Kita/ Schule	Welche besonderen Angebote gibt es im Kindergarten/in der Schule? Was halten Sie davon? Was glauben Sie, was hält Ihr Kind davon?	

Gleich und gleich gesellt sich gern



Zum Schuljahr 2008/2009 wurden in Nordrhein-Westfalen die verbindlichen Grundschulbezirke aufgehoben. Eltern können seitdem im Rahmen der Schulkapazitäten die Grundschule für ihre Kinder frei wählen. Der vorliegende Bericht zeigt, dass die freie Grundschulwahl stark nachgefragt wird und mittlerweile jedes vierte Kind nicht mehr auf eine ehemals zuständige konfessionelle Grundschule oder Gemeinschaftsgrundschule geht. Die manifesten sozialen Ungleichheiten zwischen Schulen sollten transparent gemacht werden, um begründet „Ungleiches ungleich“ behandeln und Ressourcen bedarfsgerecht steuern zu können.

Schulsegregation messen



Schulen unterscheiden sich stark hinsichtlich der Zusammensetzung ihrer Schülerschaften. Diese ungleiche Zusammensetzung kann mithilfe eines Sozialindex auf eine einzelne Kennziffer gebracht werden, die transparent abbildet, wie stark Schulen sozial privilegiert oder benachteiligt sind. Sozialindizes werden bislang verwendet, um Ergebnisse von Leistungstests fair zu vergleichen oder um die Schulentwicklungsplanung zu qualifizieren. Der vorliegende Bericht stellt zwei Verfahren vor, mit denen genaue Sozialindizes erstellt werden können.

Im Modul „Elterninterviews“ der wissenschaftlichen Begleitung des Projektes „Kein Kind zurücklassen! Kommunen in NRW beugen vor“ (KeKiz) geht es darum, die Inanspruchnahme präventiv ausgerichteter Angebote besser zu verstehen. Ziel war es, durch vertiefende Befragungen Erkenntnisse über subjektiv relevante Ausgangsbedingungen und Voraussetzungen einer erfolgreichen Inanspruchnahme präventiv ausgerichteter Angebote zu gewinnen. Dies ist unter anderem wichtig, um Ansätze und konkrete Gestaltung kommunaler Präventionspolitik zu optimieren. Der Werkstattbericht erläutert zunächst das methodische Vorgehen im Modul und behandelt außerdem die Frage nach dem Entscheidungsprozess für oder gegen die Nutzung von Angeboten. Auf der Basis von 45 ausführlichen Leitfadenterviews mit Eltern aus drei KeKiz-Modellkommunen wird ein Modell entwickelt, das die Bedeutung von Situationswahrnehmung, sozialer Erreichbarkeit der Angebote und Sinnannahmen der Eltern begründet.

The idea of the module entitled “Parent interviews” as part of the academic support for the project “Kein Kind zurücklassen! Kommunen in NRW beugen vor” (KeKiz) (“Leave no child behind! Preventive measures in NRW’s municipalities”) is to gain a better understanding of the use of preventive measures. In-depth surveys were used in order to gain insights into subjectively relevant initial conditions and the conditions that need to be in place for a successful use of preventive measures. This is important among other things in order to optimize approaches and the specific design of municipal prevention policy. The workshop report firstly explains the procedure followed within the module and then addresses the arguments for and against the use of measures after the decision-making process. Based on 45 comprehensive guided interviews with parents from three KeKiz model municipalities, a model is being developed that emphasizes the importance of understanding situations, ensures that the measures are socially accessible and takes into account parent perceptions.

www.bertelsmann-stiftung.de

www.kein-kind-zuruecklassen.de

www.zefir.ruhr-uni-bochum.de

ISSN-Print 2199-6393

ISSN-Internet 2199-6407